

ISSN 0259-7446  
EUR 6,50

**medien**

Kommunikation in Vergangenheit und Gegenwart

**& zeit**

**Nachwuchsförderpreis  
Kommunikationsgeschichte 2020**

**On Unregulated Markets and the  
Freedom of Media  
Mandy Tröger**

**Die Sozialreportage als Genre  
der Massenpresse  
Hendrik Michael**

**Marktwirtschaft schreiben  
Maximilian Kutzner**

**Lektüren**

**Forschen mit Literatur  
Thomas Ballhausen**

**Diskontinuitäten, Brüche, Formationen –  
Gedanken beim Wiederlesen von Michel  
Foucaults *Archäologie des Wissens*  
Erik Bauer**

**Nachdenken über Wandel von Nachrichten  
Roman Hummel**

**Experimentalsysteme und epistemische Dinge  
Erik Koenen**

**Der Medienwandel und das Mittelmeer  
Christian Oggolder**

**„Ordinary people still have voices  
in the public sphere“  
Josef Seethaler**

**HerausgeberInnen:  
Erik Koenen, Christina Krakovsky &  
Mike Meißner**

**3/2020**

**Jahrgang 35**



# medien & zeit

## Inhalt

### Nachwuchsförderpreis Kommunikationsgeschichte 2020

On Unregulated Markets  
and the Freedom of Media  
The Transition of the East German Press  
after 1989  
Mandy Tröger.....4

Die Sozialreportage als Genre  
der Massenpresse  
Erzählen im Journalismus und die Vermittlung  
städtischer Armut in Deutschland  
und den USA (1880-1910)  
Hendrik Michael.....9

Marktwirtschaft schreiben  
Das Wirtschaftsressort der *Frankfurter  
Allgemeinen Zeitung* 1949 bis 1992  
Maximilian Kutzner.....12

### Lektüren

Forschen mit Literatur  
Über Elias Canettis *Masse und Macht*  
Thomas Ballhausen.....16

Diskontinuitäten, Brüche, Formationen –  
Gedanken beim Wiederlesen von Michel  
Foucaults *Archäologie des Wissens*  
Erik Bauer.....20

Nachdenken über Wandel von Nachrichten  
Andrew Pettegree als Impulsgeber  
Roman Hummel.....25

Experimentalsysteme und epistemische  
Dinge  
Anregungen für eine Geschichte von Materialität  
und Praxis der Kommunikationswissenschaft  
Erik Koenen.....30

Der Medienwandel und das Mittelmeer  
Zum Konzept der langen Dauer  
bei Fernand Braudel  
Christian Oggolder.....35

„Ordinary people still have voices in the  
public sphere“  
Zur *Logic of Connective Action* von W. Lance  
Bennett und Alexandra Segerberg  
Josef Seethaler.....40

## Impressum

### Medieninhaber, Herausgeber und Verleger

Verein: Arbeitskreis für historische Kommunikationsforschung (AHK)  
Währinger Straße 29, 1090 Wien  
ZVR-Zahl 963010743  
<http://www.medienundzeit.at>

© Die Rechte für die Beiträge in diesem Heft liegen beim  
Arbeitskreis für historische Kommunikationsforschung (AHK)

Der AHK wird vom Institut für Publizistik- und  
Kommunikationswissenschaft der Universität Wien unterstützt.

### HerausgeberInnen

Erik Koenen, Christina Krakovsky, Mike Meißner

### Redaktion Buchbesprechungen

Gaby Falböck, Thomas Ballhausen

### Redaktion Research Corner

Erik Bauer, Christina Krakovsky

### Lektorat & Layout

Christina Krakovsky

### Prepress & Versand

Grafikbüro Ebner, Wiengasse 6, 1140 Wien

### Erscheinungsweise & Bezugsbedingungen

*medien & zeit* erscheint vierteljährlich gedruckt und digital  
Heftbestellungen:

Einzelheft (exkl. Versand): 6,50 Euro

Jahresabonnement:

Österreich (inkl. Versand): 22,00 Euro

Ausland (inkl. Versand auf dem Landweg): 30,00 Euro

Jahresabonnement für StudentInnen:

Österreich (inkl. Versand): 16,00 Euro

Ausland (inkl. Versand auf dem Landweg): 24,00 Euro

Info und Bestellung unter [abo@medienundzeit.at](mailto:abo@medienundzeit.at)

sowie auf <http://www.medienundzeit.at>

Bestellung an:

*medien & zeit*, Währinger Straße 29, 1090 Wien

oder über den gut sortierten Buch- und Zeitschriftenhandel

### Advisory Board

Prof.<sup>in</sup> Dr.<sup>in</sup> **Stefanie Awerbeck-Lietz** (Bremen)

Prof. Dr. **Markus Behmer** (Bamberg)

Dr. **Thomas Birkner** (Münster)

Prof. Dr. **Hans Bohrmann** (Dortmund)

Prof. Dr. **Rainer Gries** (Jena, Wien)

Univ.-Prof. Dr. **Hermann Haarmann** (Berlin)

Prof.<sup>in</sup> Dr.<sup>in</sup> **Susanne Kinnebrock** (Augsburg)

Univ.-Prof. Dr. **Arnulf Kutsch** (Leipzig)

Prof.<sup>in</sup> Dr.<sup>in</sup> **Maria Löblich** (Berlin)

Univ.-Prof. Dr. **Ed Mc Luskie** (Boise, Idaho)

Dr.<sup>in</sup> **Corinna Lühje** (Rostock)

Prof. Dr. **Rudolf Stöber** (Bamberg)

Prof.<sup>in</sup> Dr.<sup>in</sup> **Martina Thiele** (Salzburg)

### Vorstand des AHK

Dr.<sup>in</sup> Gaby Falböck, Obfrau

Prof. Dr. Fritz Hausjell, Obfrau-Stv.

Dr. Christian Schwarzenegger, Obfrau-Stv.

Mag.<sup>a</sup> Christina Krakovsky, Geschäftsführerin

Mag.<sup>a</sup> Diotima Bertel, Geschäftsführerin-Stv.

Dr. Norbert P. Feldinger, Kassier

Dr. Erik Bauer, Kassier-Stv.

Julia Himmelsbach, Bakk.<sup>a</sup>, Schriftführerin

Mag.<sup>a</sup> Daniela Schmidt, Schriftführerin-Stv.

Dr. Thomas Ballhausen

Prof. Dr. Wolfgang Duchkowitz

Ing. MMMag. Dr. Johann Gottfried Heinrich, BA

Mag. Bernd Semrad

Mag. Roland Steiner

ISSN 0259-7446

## Editorial

Diese Ausgabe von *medien & zeit* ist ein Experiment. Unter dem Motto „Lektüren“ versammelt sie eine Reihe kürzerer Essays und nicht die geplanten vier bis fünf üblichen umfangreichen Texte, die für diese Nummer wieder ein „Offenes Heft“ füllen sollten. Den international und national von vielen Fachzeitschriften beklagten Rückgang an Einreichungen infolge der Corona-Pandemie, die seit dem Frühjahr auch unter WissenschaftlerInnen die Prioritäten von Leben, Lehre und Forschung bestimmt und verschiebt, haben wir auch beim „Offenen Heft“ erlebt. So mussten wir entscheiden, dieses Jahr mit dem „Offenen Heft“ in der gewohnten Form zu pausieren und stattdessen ein alternatives Heftformat zu entwickeln, das als „Notlösung“ hoffentlich dennoch Anklang findet.

In einer kleinen Rundfrage haben wir kommunikations- und medienhistorisch arbeitende und interessierte KollegInnen gefragt, ob sie bereit wären, in einem Essay ein Buch vorzustellen, das aus ihrer Sicht für Kommunikations- und MedienhistorikerInnen abseits des gängigen Kanons anregend, unbedingt lesenswert, inspirierend oder wiederzuentdecken ist, neue Perspektiven oder Themen für die historische Kommunikations- und Medienforschung eröffnet oder neue Wege weist. Auffallend dabei: Trotz zahlreicher Nachfragen konnten wir keine einzige Autorin für das recht spontane Verfassen eines Essays gewinnen – ein bedauerlicher Umstand, der möglicherweise auf die Mehrbelastung von Frauen in Folge der Pandemie auch in unserem Fach verweist.

Bücher und Lektüren regen unsere Forschung an, begleiten sie und treiben sie voran. Sie dienen zur Dokumentation des Forschungsstandes, wir verorten uns mit ihrer Hilfe in Forschungs- und Themenfeldern und begründen mit ihnen methodische und theoretische Perspektiven. Abgesehen von diesen ganz praktischen, durch die

Normen und Regeln wissenschaftlichen Arbeitens begründeten Funktionen haben Bücher und Lektüren stets einen kreativen Überschuss, der uns allerdings bei ihrem nur routinisierten Gebrauch oftmals aus dem Blick gerät. Was wohl jeder Forscher, jede Forscherin aus den ersten Studiensemestern nostalgisch erinnert, das wissenschaftliche Leseerlebnis als fast schon belletristisches Bildungserlebnis, bei der sich um die Lektüre herum Kristallisationspunkte neuer Fragen, Gedanken und Ideen bilden, weicht zunehmend Lesepraktiken des belegenden, kursorischen und suchenden Lesens, des Querlesens und Überfliegens, die vor allem unter dem Sachzwang des möglichst effektiven, zielorientierten wissenschaftlichen Arbeitens und Lesens stehen. Lesen gehört zum wissenschaftlichen Handwerk – keine Frage, trotzdem sollte dabei die wissenschaftliche Leidenschaft, sich auf Bücher und Lektüren einzulassen und von ihnen unvoreingenommen inspirieren zu lassen, nicht zu kurz kommen. Hierzu sollen die in diesem Heft versammelten „Lektüren“ einladen.

Neben den „Lektüren“ stellen in diesem Heft die PreisträgerInnen des „Nachwuchsförderpreises Kommunikationsgeschichte 2020“ ihre ausgezeichneten Dissertationen wieder mit Kurztexen vor: Mandy Tröger, Hendrik Michael und Maximilian Kutzner – herzlichen Glückwunsch! Unterstützt von der Ludwig-Delp-Stiftung werden die Preise von der Fachgruppe Kommunikationsgeschichte der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft und dem Nachwuchsforum Kommunikationsgeschichte (NaKoge) vergeben.

Wir wünschen eine inspirierende Lektüre – die möglicherweise zur Relektüre einlädt,

Erik Koenen (Leipzig),  
Christina Krakovsky (Wien),  
Mike Meißner (Fribourg)

---

## Call for Papers

für das *Offene Heft* von *medien & zeit*

HerausgeberInnen: Erik Koenen (Bremen), Christina Krakovsky (Wien),  
Mike Meißner (Fribourg), Bernd Semrad (Wien)  
Gastherausgeberin: Maria Löblich (Freie Universität Berlin)

Für das *Offene Heft* 2021 werden Beiträge aus der gesamten Breite der historischen Kommunikations- und Medienforschung gesucht. Einreichungen können ebenso Forschungsergebnisse vorstellen wie methodische oder theoretische Fragestellungen und Konzepte der historischen Kommunikationsforschung erörtern. Bei den Texten muss es sich um Erstveröffentlichungen handeln, die in dieser Form noch nicht an anderer Stelle veröffentlicht wurden bzw. zur Publikation vorgesehen sind. Jeder für das *Offene Heft* eingereichte Beitrag wird nach Prüfung der formalen und inhaltlichen Kriterien im Rahmen eines Double-Blind-Peer-Review-Verfahrens begutachtet.

Bis zum **30. April 2021** können anonymisierte Beiträge als Extended Abstracts (max. 10.000 Zeichen inklusive Leerzeichen, exklusive Anmerkungen und Literatur; Open Office- oder MS Word-Format), versehen mit einem abnehmbaren Deckblatt (mit Name und Kontaktdaten des/der Einreichenden) und formatiert nach den formalen Gestaltungsrichtlinien von *medien & zeit* (APA-Style 7th Edition; siehe <https://medienundzeit.at/richtlinien-und-style-sheet/>) per Email an **open-call@medienundzeit.at** eingesendet werden. Die Information über die Empfehlung zur prinzipiellen Annahme oder Ablehnung eines Beitrags sowie die damit verbundene Einladung zur Ausarbeitung der Vollbeiträge erfolgt spätestens zum 31. Mai 2021.

---

## Nachwuchsförderpreis der Fachgruppe Kommunikationsgeschichte der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft 2020

Die Fachgruppe Kommunikationsgeschichte hat 2020 gemeinsam mit dem Nachwuchsforum Kommunikationsgeschichte NaKoGe den Nachwuchsförderpreis Kommunikationsgeschichte zum sechsten Mal vergeben. Mit dem Preis, der von der Ludwig-Delp-Stiftung finanziell unterstützt wird, wurden in diesem Jahr die herausragenden Dissertationen von **Mandy Tröger**, **Hendrik Michael** und **Maximilian Kutzner** ausgezeichnet, die im Folgenden vorgestellt werden.

### On Unregulated Markets and the Freedom of Media

The Transition of the East German Press after 1989

**Mandy Tröger**  
Institut für Kommunikationswissenschaft und Medienforschung,  
Ludwig-Maximilians-Universität München

Zum dreißigjährigen Jubiläum der deutschen Einheit rückt endlich das Jahr 1989/90 in den Blick der Forschung. Anfangs nur eine Fußnote der Geschichte zwischen Mauerfall und deutscher Einheit, werden heute vermehrt Fragen nach den Leistungen der Modrow-Regierung und der Regierung de Maizière, nach Reformzielen und Initiativen der DDR-Bürgerbewegung gestellt. Also, wie und von wem wurden Transformationsprozesse 1989/90 angestoßen und gestaltet, wessen Interessen setzten sich dabei durch, und wie wirken diese bis heute nach?

Die Dissertation *On Unregulated Markets and the Freedom of Media* beantwortet diese Fragen in Bezug auf die DDR-Presselandschaft. Entstanden am Institute of Communications Research der University of Illinois at Urbana-Champaign (UIUC) unterscheidet sie sich vom politischen Sachbuch *Pressefrühling und Profit*, das 2019 im Herbert von Halem Verlag erschien. Kontext und Fokus sind jeweils andere; beide bedienen sich aber der theoretischen

Brille der kritischen politischen Ökonomie. Das heißt, die DDR-Pressetransformation wird im Rahmen der Möglichkeiten, Grenzen und Zwänge betrachtet, die mit der Erschließung der DDR-Presselandschaft durch westdeutsche Interessengruppen 1990 einhergingen. Kontrastierend hierzu werden die Reformziele der DDR-Bürgerbewegung im Herbst 1989 skizziert, die 1990 auf politischer, institutioneller und lokaler Ebene in der DDR versucht wurden umzusetzen. Damit bieten sowohl Dissertation als auch Buch eine alternative (und kapitalismuskritische) Lesart der Pressetransformation Ostdeutschlands. Der Unterschied beider: Die Dissertation richtet sich an eine internationale akademische LeserInnenschaft, für die die DDR lediglich als Fallbeispiel post-sozialistischer Pressetransformation dient. Sie versucht zudem einen theoretischen Beitrag zum Fach Kommunikationswissenschaft in Deutschland zu leisten, denn der Theorieansatz der politischen Ökonomie ist hier weitgehend verschwunden. Das deutschsprachige Buch hingegen adressiert eine breite Öffentlichkeit. Das

Ziel des Buches ist, wirtschaftspolitische und strukturelle Entwicklungen des Jahres 1989/90 nachzuzeichnen, die den LeserInnen (als potenzielle ZeitzeugInnen) damals verschlossen blieben. Im Mittelpunkt steht die Reform des DDR-Presservertriebs, damit verbunden die frühe Lobbyarbeit bundesdeutscher Großverlage und deren Strategien der Interessendurchsetzung in der DDR-Presselandschaft.

Anders als manche Rezensionen des Buches nahelegen, handelt es sich dabei nicht um eine Geschichte „mit klar verteilten Täter- und Opferrollen“ (Beck, 2020). Vielmehr dokumentieren Buch und Dissertation die Hintergründe sich früh entwickelnder struktureller Abhängigkeiten, die bis heute die ostdeutsche Presselandschaft bestimmen. Auch das gern angebrachte Argument, dass die hohe Nachfrage nach westdeutschen Zeitungen in der DDR eine frühe Ursache für diese Abhängigkeiten war, wird der Wucht und Reichweite westdeutscher Interessendurchsetzung nicht gerecht. Denn die Dissertation zeigt: Der wirtschaftliche Druck bundesdeutscher Verlage auf allen Ebenen – neben dem Verkauf ihrer Produkte, auch im Kauf ostdeutscher Verlage und im Aufbau von Vertriebsstrukturen – war eng verbunden mit bundespolitischen Zielen und wurde zum Motor der DDR-Pressetransformation.

Praktisch hieß das: Die Forderung der DDR-Bevölkerung nach westdeutscher Presse kam BRD-Verlagen zunächst zugute. Sie verkauften ihre Produkte; bereits Anfang 1990 gab es massive Importe westdeutscher Titel in die DDR. Von März 1990 an konkurrierten dann finanzstarke BRD-Verlage durch Dumping-Preise untereinander. Sie verkauften ihre Titel nicht zum Umtauschkurs von 1:3, sondern zu einem 1:1-Währungsverhältnis, also unter den Produktionskosten. Für ostdeutsche LeserInnen bedeutete das in der Tat billige Westpresse. Für kleinere BRD-Zeitungen, die keine finanziellen Ressourcen für dieses Minusgeschäft hatten, entstand aber ein massiver Wettbewerbsnachteil. Alte und vor allem die vielen neugegründeten DDR-Zeitungen sahen sich einer übermächtigen Konkurrenz und einem früh einsetzenden Marktdruck ausgesetzt, trotz fortbestehender Planstrukturen wie beispielsweise in der Papierzuteilung. DDR-Zeitungen wurden noch dazu zum 1. April die Subventionen gestrichen. Das hieß, sie erhöhten ihre

Preise und fanden neue Finanzierungswege, vor allem über Werbung und westdeutsches Kapital. Alternative Visionen, wie sich freie Presse auch entfalten kann, blieben damit schnell auf der Strecke.

Bereits im April 1990 gab es keine etablierte DDR-Zeitung mehr, die nicht in Kauf-, Kooperations- oder Joint-Venture-Verhandlungen mit westdeutschen PartnerInnen stand. Diese deutsch-deutschen Verhandlungen liefen in rechtlichen Grauzonen, reichten von der Gewinnung von AnzeigenkundInnen und dem Verkauf von Werbung bis hin zum Zeitungsdruck durch BRD-PartnerInnen und Kapitalbeteiligungen. Dabei wurden Verträge und Kooperationen ganz praktisch an allen staatlichen Einrichtungen vorbei ausgehandelt und häufig zu Kaufverträgen – ehemalige SED-Bezirkszeitungen beispielsweise gingen schnell Kooperationen mit finanzstarken BRD-Verlagen ein. So bauten Letztere bereits Mitte 1990 Infrastrukturen, die ihre Marktdominanz bis heute sichern. Zwar legitimierten sie ihr Vorgehen mit politischer Notwendigkeit, ursprüngliche Reformziele der DDR-Bürgerbewegungen, wie etwa die Zerschlagung struktureller SED-Pressemonopole, konnten so allerdings nicht durchgesetzt werden.

Im Fall der vier Großverlage Heinrich Bauer, Gruner + Jahr (G+J), Axel Springer und Burda kam der Aufbau eines exklusiven verlagsabhängigen DDR-Vertriebssystems hinzu. Denn ursprünglich gefährdeten veraltete Vertriebsstrukturen und zu geringe Umschlagkapazitäten der DDR-Post den Vertrieb importierter BRD-Titel. Schon Ende November 1989 lobbyierte hier G+J bei der DDR-Regierung für Exklusivrechte in der Errichtung eines Vertriebs-Joint-Ventures; der Axel-Springer-Verlag folgte im Dezember. Ziel beider war, alleiniger westdeutscher Partner im DDR-Presservertrieb zu werden; das schloss Zeitungsneugründungen und -druck, sowie Fernseh- und Werberechte ein. Aufgrund innerministerieller Konflikte auf DDR-Seite scheiterten diese Verhandlungen. Daraufhin taten sich beide Verlage mit den Verlagen Burda und Heinrich Bauer zusammen und verhandelten ab Mitte Januar 1990 als die „Großen Vier“ mit dem Ministerium für Post- und Fernmeldewesen (MPF) über ein Vertriebs-Joint-Venture für westdeutsche Presseprodukte. Als aufgrund starker Proteste (auch kleinerer

und mittelständischer BRD-Verlage) daraus nichts wurde, teilten die Großverlage die DDR Anfang März 1990 in vier Vertriebsgebiete auf. Von diesem Zeitpunkt an vertrieben sie systematisch vor allem ihre eigenen Produkte. Da dieser Direktvertrieb nur eine Woche vor der ersten freien Wahl am 18. März 1990 begann, konnte die DDR-Regierung schwer gegen ihn vorgehen. Nach der Wahl wurden ihre Proteste sowie Initiativen, diesen Vertrieb zu unterbinden, ignoriert. Stattdessen bauten die Großverlage ihre Vertriebsstrukturen bis zur deutschen Einheit im Oktober 1990 flächendeckend aus; anschließend zerschlug das Kartellamt dann das Verlagskartell. In der Zwischenzeit aber wurde der Vertrieb für viele DDR-Zeitungen zum massiven Wettbewerbsnachteil – neben Qualitätsstandards, der Drucktechnik, Papierqualität und der Ressourcenknappheit. Gegen die westdeutsche Konkurrenz und ihr Vertriebskartell hatten sie kaum eine Chance. So wurden Vertriebsstrukturen zum Dreh- und Angelpunkt der DDR-Pressetransformation, denn über sie wurden weitreichende Reformen des gesamten DDR-Pressesektors durchgesetzt (Import, Wettbewerb, Preisdruck etc.).

In diesem Kontext auf die „Gegebenheiten kapitalistischer Pressemärkte“ (Beck, 2020) zu verweisen, wird der historischen Realität nicht gerecht. Denn zum einen wird der Markt so zur selbstverständlichen Norm ostdeutscher Presse-transformation erhoben. Zum anderen zeigt die Dissertation aber eben genau auch das: Nicht die „Gegebenheiten“ des Marktes trieben die DDR-Pressetransformation, sondern Monopolstrukturen weniger westdeutscher Verlage, ihre Absprachen untereinander sowie ihre aggressive Verkaufs- und Marketingstrategien gegeneinander. Ein Verdrängungswettbewerb, der weiterhin seinesgleichen sucht und in der BRD illegal gewesen wäre. Kurz gesagt: die Spielregeln des Marktes galten nicht, sondern Regelbrüche bestimmten einen sich entwickelnden Pressemarkt im Osten. Spätestens im Mai 1990 war dieser ganz praktisch mit dem der BRD vereint. Damit traf eine werbefinanzierte, dem Markt verhaftete, aber flexible Verlagspresse auf eine inflexible, lange staatlich finanzierte und von Planstrukturen abhängige. Keine war wirklich „frei“, nur anders abhängig. Denn der Markt kam mit dem Zwang zur Gewinnmaximierung. Hier spielten bereits bestehende DDR-Monopolstrukturen finanzstarken BRD-Verlagen in die Hände.

Dabei wurden medienpolitische Initiativen der DDR-Regierung wiederholt übergangen. Der Staat war schwach, finanziell am Boden und durchlief rasante Reform- und Transformationsprozesse. Gleichzeitig hatten auch DDR-Zeitungen, -Ministerien und oppositionelle Gruppen unterschiedliche Interessen. Neugegründete Zeitungen traten sowohl gegen BRD-Titel, als auch gegen weiterhin dominante ehemalige SED-Zeitungen an. Verschiedene DDR-Ministerien verfolgten vor allem ihr Interesse, Kompetenzen und Zuständigkeiten nicht abgeben zu müssen, beispielsweise wollte die DDR-Post ihr Vertriebsmonopol behalten. Aus diesen divergierenden Interessen und den Unzulänglichkeiten der DDR-Regierung folgte jedoch nicht notgedrungen die wirtschaftliche Übernahme der DDR-Presse durch BRD-Verlage. Mit einer solchen Perspektive würden die direkten Folgen der Übernahme (wie Pressekonzentration) und die langfristigen Konsequenzen (bis heute existierende strukturelle Abhängigkeiten) nämlich zu einem notwendigen Übel und das Konzept der westlich freien Presse zu einer Selbstverständlichkeit. Dabei war im Jahr 1989/90 in der DDR *nichts* selbstverständlich. Bundesdeutsche Wirtschaftsgruppen nutzten so entstandene politische und wirtschaftliche Lücken und gestalteten diese entsprechend ihrer Interessen, nicht entsprechend denen einer sich entwickelnden freien DDR-Presse.

Die politische Verantwortung für diese Kontinuitäten, und das zeigt die Dissertation deutlich, lag auf Bundesebene, also beim Bundesministerium des Innern (BMI). Dessen Rolle war durchweg ambivalent: Bereits 1990 lehnte das BMI wiederholt Einsprüche der DDR unter anderem gegen den Pressevertrieb der „Großen Vier“ oder Dumpingpreis-Strategien ab. Es betonte, es sei für individuelle Handlungen der Verlage auf dem Gebiet der DDR nicht zuständig und hielt sich an das Gebot der Staatsferne in Presseangelegenheiten. Gleichzeitig übernahm das BMI aber eine zentrale, koordinierende Funktion und setzte ordnungspolitische Rahmenbedingungen für die DDR. Es hob hervor, dass nichts, was in der DDR entstehe, etablierte Strukturen oder gesetzliche Regelungen der Bundesrepublik gefährden dürfe. Das setzte klare Richtlinien, weniger für eine freie Presse in der DDR, als für künftige Interessen in der BRD. Die Demokratisierung der DDR-Presse sollte also im Rahmen der Über-



nahme der BRD-Medienordnung stattfinden. So unterstützte das Ministerium ganz praktisch die Idee, dass eine „freie Presse“ in die DDR kommen, und weniger von innen wachsen sollte. Hier geht es nicht darum,

„dass Verlage und alle westdeutschen Journalisten aus dem Kanzleramt ferngesteuert Propaganda verbreiten“.

(Beck, 2020)

Vielmehr belegt die Studie: das BMI hatte exzellente Kontakte zu Verlegerverbänden, hielt Treffen mit BRD-Großverlagen ab und erarbeitete mit ihnen DDR-Vertriebskonzepte. Statt einer bewussten Kampagne waren also institutionelle Interdependenzen und Interessensüberschneidungen die entscheidenden Faktoren für die Gestaltung der Pressetransformation 1989/90.

So entschieden auch das BMI und das Bundesfinanzministerium, der Treuhand (THA) bei der (offiziellen) Privatisierung ehemaliger SED-Bezirkszeitungen im Jahr 1991 keine Vorgaben zu machen. Der politische Auftrag der THA war es, DDR-Verlage und ihre Arbeitsplätze zu erhalten; er war nicht, über Eigentümerschaft für Pressevielfalt zu sorgen. Das hieß, profitable Verlage der ehemaligen DDR wurden unter Obhut der THA letztlich systematisch auf westdeutsche finanzstarke Verlage aufgeteilt, die ihre Ansprüche (trotz rechtlicher Grauzone) bereits geltend gemacht hatten. Personelle und strukturelle Kontinuitäten (also auch die der SED-Bezirkszeitungen) waren damit nicht nur Folge, sondern explizites Ziel der Treuhandpolitik. Die SED-Bezirkszeitungen behielten ihre Dominanz, viele ihrer alten Redakteure blieben.

Man muss nicht die theoretische Brille der kritischen politischen Ökonomie aufsetzen, um die Folgen dieser Politik zu sehen. Die Zahlen sprechen für sich: Bereits innerhalb von zwei Jahren ging die Zahl der Zeitungen in Ostdeutschland (bei deutlich höherer Besitzkonzentration als in der alten Bundesrepublik) drastisch zurück. Von den im Jahr 1990 ursprünglich 120 Zeitungsneugründungen waren im Mai 1992 nur noch etwa 65 Zeitungen aus etwa 50 Verlagen übrig. Bis November fiel die Zahl auf 50 Zeitungen aus 35 Verlagen. Konnten 1991 so noch gut 62 Prozent der Ostdeutschen zwischen zwei Lokalzeitungen wählen, waren es 1994 nur noch 40 Prozent. 1995 wurden fast zwei Drittel aller ostdeutschen Landkreise und kreisfreien Städte von einer einzigen regionalen Abonnementzeitung (stets die ehemalige SED-Bezirkszeitung) dominiert – nun im Besitz westdeutscher Verlage.

Das sind sicher ernüchternde Ergebnisse. Die Frage, ob Dissertationen wie *On Unregulated Markets and the Freedom of Media* oder Bücher wie *Pressefrühling und Profit* „unfreiwillig Diskurse“ stimulieren, die auch „von rechtspopulistischen Kräften bedient werden“ (Rau, 2020), kann hier auch leider nicht verneint werden. Deshalb aber kapitalismuskritische Ansätze aus der Wissenschaft zu streichen, wäre Selbstzensur und ändert an den Problemen nichts. Anstatt das „Gegensatzpaar‘ Marktlogik und Pressefreiheit“ (Rau, 2020) als Schwarz-Weiß-Malerei in die Kritik zu nehmen, sollte man deshalb besser fragen, ob die selbstverständliche Bedingtheit von Markt- und Pressefreiheit wirklich das Maß aller Dinge ist.

## Bibliographie

- Beck, K. (2020). Rezension zu *Pressefrühling und Profit. Wie westdeutsche Verlage 1989/1889 [sic!] den Osten eroberten*. *Publizistik*, 65(3), 507–509. [https://link.springer.com/article/10.1007/s11616-020-00589-1?utm\\_source=toc](https://link.springer.com/article/10.1007/s11616-020-00589-1?utm_source=toc).
- Tröger, M. (2019). *Pressefrühling und Profit. Wie westdeutsche Verlage 1989/1990 den Osten eroberten*. Herbert von Halem.
- Rau, C. (2020). Rezension zu *Pressefrühling und Profit*. *Sehepunkt Rezensionjournal für die Geschichtswissenschaften*, 20(3), o.S.

### Mandy TRÖGER,

Dr., 1980 in Ost-Berlin geboren, studierte Geschichtswissenschaft an der Universität Erfurt und absolvierte ihr MA-Studium der Nordamerikastudien an der Universität Amsterdam. Für die Abschlussarbeit *Dallas in East Germany* erhielt sie einen Theodore Roosevelt American History Award. 2018 promovierte sie am Institut of Communications Research der University of Illinois at Urbana Champaign. Hierfür erhielt sie ein Stipendium der Heinrich-Böll-Stiftung. Derzeit ist sie Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Kommunikationswissenschaft und Medienforschung der Ludwig-Maximilians-Universität München.

### Aktuelle Publikationen:

- Tröger, M. (i.E.). Monopolizing the Democratic Dream. The Struggle over a Free Press in East Germany 1989/1990. *International Journal of Communication*.
- Tröger, M. (2020). Eine Kritik der Ideologie der „freien Presse“ zur Wendezeit 1989/1990. In U., Krüger, & S. Sevigiani (Hrsg.), *Ideologie, Kritik, Öffentlichkeit. Verhandlungen des Netzwerks Kritische Kommunikationswissenschaft*. Westend Verlag.
- Tröger, M. (2019). Die Treuhandanstalt und die Privatisierung der DDR-Presse. *Aus Politik und Zeitgeschichte*. Bundesamt für politische Bildung, 35/37, 34-39.

# Die Sozialreportage als Genre der Massenpresse

Erzählen im Journalismus und die Vermittlung städtischer Armut in Deutschland und den USA (1880-1910)

Hendrik Michael  
Institut für Kommunikationswissenschaft,  
Universität Bamberg

Die Dissertation liefert neue Erkenntnisse zur Entwicklungsgeschichte narrativer Formate im Journalismus. Im Mittelpunkt steht das Genre Sozialreportage in der deutschen und amerikanischen Massenpresse um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert. Untersucht werden mehrere hundert weitgehend unbekannte Texte aus New Yorker und Berliner Tageszeitungen. Dazu gehören Marktführer der damaligen Presselandschaft, wie Pultizers *The World* oder Ullsteins *Berliner Morgenpost*, aber auch eher unbekannte Nischenprodukte, wie *The Commercial Advertiser* und die *Welt am Montag*. Daneben wurden aber auch Texte aus verschiedenen überregionalen Magazinen aufgegriffen, darunter *Harper's Weekly* oder die *Berliner Illustrierte Zeitung*, und außerdem auch Buchpublikationen, wie etwa der investigative Reportageband *Unter den Armen und Elenden Berlins* von Hans. R. Fischer berücksichtigt.

Anhand der breiten Quellenbasis kann besser verstanden werden, wie das bis heute wichtige, aber umstrittene Erzählprinzip in populären Massenmedien zum Bestandteil journalistischer Berichterstattung wurde und im Journalismus gleichzeitig die Thematisierung sozialer Themen an Bedeutung gewann. Gezeigt wird am Beispiel von Sozialreportagen der populären Massenpresse, welche vielfältigen narrativen Darstellungsformen, authentifizierenden Verfahrensweisen und Berichterstattungsmuster das Erzählen im Journalismus hervorgebracht hat. Die Thematisierung städtischer Armut in den Sozialreportagen der Massenpresse zeigt etwa, dass das Erzählen im populären Journalismus wichtige gesellschaftliche Funktionen übernehmen kann.

In der populären Massenpresse wurde diese Thematik zu einem essenziellen Bestandteil der Berichterstattung. Bis zur Jahrhundertwende etablierte sich die Sozialreportage als Produktionsroutine und bot den Redaktionen vielfäl-

tige Möglichkeiten einer abwechslungsreichen Dauerproduktion mit Kommunikationsangeboten, die den veränderten Aktualitäts- und Relevanzkriterien des großstädtischen Publikums entsprachen. Das Genre erlaubte diesem eine geistige und emotionale Teilhabe am Leben der Unterschicht, indem die Verständlichkeit der Information wie auch die Glaubwürdigkeit der Reporterin/des Reporters durch eine authentifizierende Darstellung gewährleistet wurde.

Der umfassende Vergleich der ermittelten Texte belegt, dass sich vielfältige Erzählstrategien in unterschiedlichen gesellschaftlichen und institutionellen Kontexten entwickelt haben. Die Ergebnisse liefern damit differenzierte Erkenntnisse zur Anwendung von Erzählformaten in der Sattelzeit des modernen Journalismus. Es gibt eine Bandbreite an narrativen Darstellungsformen, die sich innerhalb stabiler Grundmuster von Erzählsituation, Charakterisierung, Erzählzeit und Erzählraum zusammenfassen lassen. Die Orchestrierung dieser Grundmuster wirkt sich auf den Authentizitätsgrad einer Reportage aus.

Durch eine Verfestigung des Authentizitätsprinzips bildete die Sozialreportage als Genre der populären Massenpresse auch eine neue Beziehung zwischen JournalistInnen und dem Publikum aus. Der Erwartungshorizont hinsichtlich der Leistungen journalistischer Kommunikationsangebote veränderte sich. Die Anforderungen an Journalismus als Öffentlichkeitsberuf wurden damit durch die Sozialreportagen der Massenpresse womöglich ebenso stark geformt wie durch die Kommunikationsformen des objektiven Nachrichtenjournalismus.

Um diesen Befund zu untermauern, wurde die unterschiedliche Realisierung der Texte im Licht mediensystemischer Zwänge und institutioneller Strukturen eingeordnet. Im Hinblick auf

die untersuchten Publikationsmedien zeigt sich, dass die Verfahrensweisen der Sozialreportage nicht als individueller Handlungsvollzug einer bestimmten Reporterin bzw. eines bestimmten Reporters zu interpretieren sind, sondern ihnen komplexe und koordinierte Verarbeitungsprozesse zugrunde liegen. Diese Verarbeitungsprozesse waren auch im deutschen Journalismus verstärkt durch eine industrielle Produktionsweise geprägt. Belegt wird im interkulturellen Vergleich die Verbreitung reportorialer Praktiken, die sich trotz aller Unterschiede mit Blick auf das Mediensystem, die politischen und rechtlichen Rahmenbedingungen und nicht zuletzt die Gesellschaftsstruktur auch in der deutschen Massenpresse durchsetzen. Besonders die Techniken der Primär- und Sekundärrecherche waren erfolgsversprechende Verfahrensweisen, weil sie den Kommunikationsangeboten der populären Massenpresse eine neue wirklichkeitsverbürgende Qualität gaben. Im Genre Sozialreportage entstanden verlässliche Methoden der Materialsammlung und -aufbereitung, die bis heute die Praxis der Recherche und das Berufsbild im Journalismus prägen.

Die Ergebnisse der Inhalts- und Kontextanalyse bieten schließlich Anknüpfungspunkte, um zu diskutieren, wie journalistische Genres zumindest indirekt zum Ausdruck herrschender Weltbilder oder Sinnkonstruktionen werden. Auf einer breiten Quellengrundlage wurde untersucht, inwiefern differenzierbare Schemata von Darstellungsformen und Verfahrensweisen innerhalb größerer Berichterstattungsmuster realisiert wurden, um das Thema Armut zu bearbeiten und zentrale journalistische Funktionen der Orientierung, Kontrolle und Aufklärung sowie Integration zu erfüllen. Es konnten drei Berichterstattungsmuster identifiziert werden: Sensationsjournalismus, Investigativjournalismus und Literarischer Journalismus.

In einem sensationalistischen Berichterstattungsmuster ist die Armutsdarstellung verzerrt zugunsten von Dramatisierung, Verfremdung und Sexualisierung, die sich in Figurenzeichnungen, moralisierender Reporterstimme, narrativem Aufbau und Bildsprache zeigen. In der drastischen Schilderung von Armut kommt eine Orientierungsfunktion zum Ausdruck, die durch starke Emotionalisierung des Themas vor allem in den Kommunikationsangeboten marktführender Zeitungen wie der *World* und

der *Sun* oder der *Berliner Morgenpost* bzw. dem *Berliner Tageblatt*, mithin aber auch in den illustrierten Wochen- und Monatsmagazinen, stark ausgeprägt ist.

Das Berichterstattungsmuster Investigativjournalismus ist hingegen eher in Buchpublikationen oder in progressiven Magazinen wie *Scribner's Magazine* verbreitet. Es ist stärker darauf ausgerichtet, gesellschaftliche Missstände aufzudecken und anhand von umfangreichen Sekundärrecherchen die diskursive Autorität der JournalistInnen zu untermauern. Mit diesem Blickwinkel auf städtische Armut wurde an breitere gesellschaftliche Reformdiskurse angeknüpft. Die journalistische Medienkommunikation kultivierte hiermit eine Kontroll- und Aufklärungsfunktion und bot im Feld der massenmedialen Öffentlichkeit somit lösungsorientierte Deutungen des Phänomens an.

Abweichend davon herrschen im Berichterstattungsmuster des Literarischen Journalismus, in welchem literarische Strategien mit innovativen journalistischen Arbeitsmethoden kombiniert wurden, gesellschaftliche Deutungsmuster von Armut vor, die eine Integrationsfunktion erfüllen. In diesen Texten konnten die Ursachen von Armut und ihre lebensweltlichen Facetten differenziert betrachtet werden, um gängige Sichtweisen herauszufordern und bisweilen ein emanzipatorisches Potential zu entwickeln. Dieses Berichterstattungsmuster findet sich allerdings nur punktuell im Korpus, v.a. in den Nischenprodukten *The Commercial Advertiser* und *Welt am Montag*.

Mit der Dissertation konnten verschiedene Desiderata der Journalismus- bzw. Kommunikationsgeschichte eingelöst werden, weil das Genre erstens bisher noch keiner systematischen Analyse unterzogen wurde, um dessen Stellenwert im Entstehungskontext der populären Massenpresse herauszuarbeiten. Zwar hat bspw. Hannes Haas die Sozialreportage bereits anhand von Einzelwerken und -autoren als eine prominente Textsorte der Arbeiterpresse beleuchtet, aber eine Analyse der unterschiedlichen Darstellungsmuster sowie der organisationalen und institutionellen Voraussetzungen des Erzählens im Journalismus fehlte bisher. Zweitens löst die Arbeit die Forderung eines kategoriengeleiteten Vorgehens in der kommunikationshistorischen Forschung konsequent ein und drittens wird

Überlegungen der Journalistik Rechnung getragen, dass eine Sensibilisierung für die historische Genese der Reportage mit einem Fokus auf ihren konstitutiven journalistischen Methoden und Berufsauffassungen wichtig ist, um zu einem besseren Verständnis der journalistischen Aufgabe und zur Einschätzung der Potentiale des Journalismus in der Mediengesellschaft des 21. Jahrhunderts zu gelangen.

Damit bieten die Ergebnisse dieser Arbeit schließlich Anknüpfungspunkte, um zu diskutieren, wie bestimmte journalistische Genres zumindest indirekt auch jeweilige Kommunikationsprobleme und -bedürfnisse einer Gesellschaft ins Blickfeld rücken und dadurch Thematisierungs- bzw. Darstellungsstrategien, bspw. hinsichtlich des Phänomens Armut, kultivieren können.

Hendrik MICHAEL,

Dr., ist Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Kommunikationswissenschaft an der Universität Bamberg. Sein Fachgebiet ist die Journalismusforschung mit historischem Schwerpunkt. Neben dem Themenkomplex Medienkandale forscht Michael insbesondere zur Hybridisierung und Narrativisierung von Genres und Darstellungsformen. Promoviert wurde er an der Universität Bamberg mit einer Arbeit zur Sozialreportage als Genre der Massenpresse, zum Erzählen im Journalismus und der Vermittlung städtischer Armut in Deutschland und den USA (1880-1910). Seine Aufsätze werden u.a. in *Literary Journalism Studies*, *Medien & Kommunikationswissenschaft*, *medien & zeit* und im *Jahrbuch für Kommunikationsgeschichte* publiziert. Er ist Herausgeber der Reihe *Scandalogy* und Mitausrichter der *International Conference in Scandalogy* an der Universität Bamberg.

# Marktwirtschaft schreiben

Das Wirtschaftsressort der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*  
1949 bis 1992

**Maximilian Kutzner**  
Lehrstuhl für Neueste Geschichte,  
Julius-Maximilians-Universität Würzburg

Die Erforschung der Geschichte der *Frankfurter Allgemeine Zeitung* stand bis vor Kurzem im starken Kontrast zu der ihr zugeschriebenen Rolle als Leitmedium der Bundesrepublik im vordigitalen Zeitalter. Erst die jüngst erschienene Arbeit von Peter Hoeres schreibt die Geschichte der facettenreichen Vergangenheit der Zeitung von der Gründung 1949 bis in die 2000er-Jahre. Die hier vorgestellte Dissertation erforscht die Geschichte des Wirtschaftsressorts der FAZ. Dabei werden drei Desiderata der historiografischen Forschung bearbeitet: Erstens liegt bisher keine umfassende Studie zur Geschichte des Wirtschaftsteils der Zeitung vor, die den Zeitraum von der Gründung bis zur deutsch-deutschen Wiedervereinigung abdeckt. Zweitens lag zum Zeitpunkt der Drucklegung der Dissertation noch keine umfassende Studie zur Gesamtgeschichte der FAZ vor. Und drittens ist die Geschichte des bundesdeutschen Wirtschaftsjournalismus bisher unterkomplex betrachtet worden. Feuilleton, Politikteil, ja sogar die Sportseiten sind bereits medienhistorisch erfasst, nicht aber der Wirtschaftsteil.

Die Leitfrage der Arbeit lautet: Welche Bedeutung hatte das Wirtschaftsressort der FAZ zu unterschiedlichen Zeitpunkten zwischen 1949 und 1992 für Wirtschaft, Politik, Wissenschaft und Medien in der Bundesrepublik Deutschland? Die Arbeit zielt darauf ab, wechselseitige Veränderungen im Denken und Handeln zu ergründen, die sich auf die Interaktion zwischen Journalisten des Ressorts und Unternehmern, Politikern, Wissenschaftlern und Medienvertretern zurückführen lassen. Dafür bedient sich die Arbeit Grundbegriffen der Systemtheorie nach Niklas Luhmann, die mit Zugriffen der Medialisierungs- und Agenda-Setting-Theorie verbunden werden. Es geht darum herauszuarbeiten, wie das Wirtschaftsressort zu einem Leitmedium für gesellschaftliche Gruppen wie Unternehmer,

Wirtschaftspolitiker und Börsenhändler aufsteigen konnte – diese Bedeutung wird der Zeitung von Jürgen Wilke attestiert. Als maßgeblicher Quellenbestand dient das erstmals für das Forschungsprojekt zugängliche interne Hausarchiv der FAZ.

Dass das Wirtschaftsressort von Beginn an eine entscheidende Rolle im Gesamtgefüge der Zeitung spielte, zeigt der Akt der Gründung. In den direkten Nachkriegsjahren schlossen sich liberale Unternehmer, Politiker unterschiedlicher Parteien und Wissenschaftler zusammen, um eine pro-marktwirtschaftliche Plattform in der wieder formierten Presselandschaft nach dem Zweiten Weltkrieg zu schaffen. Dies war in ihren Augen dringend nötig: Die öffentliche Meinung tendierte stark zu planwirtschaftlichen Modellen zur Neuordnung der Wirtschaft. Stimmen, die sich für freien Wettbewerb, Verbot von Kartellen und gegen das herrschende System der Bewirtschaftung der Industrie aussprachen, wurden überaus kritisch betrachtet. Es ging den Gründern der Zeitung darum, mit ihr öffentlich für die Marktwirtschaft zu werben. Gleichwohl sollte das Blatt keine reine Wirtschaftszeitung sein, um ein allgemeines und breites Publikum ansprechen zu können.

Die entscheidende Figur der Gründung war Erich Welter. Er leitete den Handelsteils der 1943 durch die Nationalsozialisten verbotenen *Frankfurter Zeitung* und verfügte über ein weites Netzwerk in der Medienbranche, der Politik und der Wirtschaft. Zudem hatte er als Inhaber des Lehrstuhls für Nationalökonomie in Frankfurt am Main, später in Mainz, umfassende Kontakte zu führenden liberalen Wirtschaftswissenschaftlern der Zeit. Welter war es, der durch sein Netzwerk die pro-marktwirtschaftlichen Gruppen der direkten Nachkriegszeit mit den Geldgebern der Zeitungsgründung aus der Unternehmerschaft

zusammenbrachte. Zudem gelang es ihm durch seine Kontakte zu alten Kollegen der *Frankfurter Zeitung* rasch einen Redaktionsstamm aufzubauen, der zudem auf den Strukturen der *Mainzer Allgemeinen Zeitung* aufbaute, bei der Welter als Berater tätig war. So gelang die Gründung unter seiner Führung. Am 1. November 1949 lag die erste Ausgabe der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* in den Kiosken der jungen Bundesrepublik.

Die unterschied sich grundlegend von anderen. Denn sie verfügte über keinen Chefredakteur oder einzelnen Verleger. Stattdessen verantwortet bis heute ein Herausgebergremium die politische und geschäftliche Linie der FAZ. Welter nahm unter ihnen in den Anfangsjahren eine führende Stellung ein. Er wurde zuständiger Herausgeber für das Wirtschaftsressort.

Die erste Aufgabe war rasch gefunden: Es galt, Ludwig Erhards Modell der Sozialen Marktwirtschaft zu popularisieren. Dies gelang durch die intensive Zusammenarbeit des Bundeswirtschaftsministers und seiner Mitarbeiter mit den Redakteuren des Wirtschaftsteils der FAZ. Die Journalisten entwarfen detaillierte Pläne für die Vermarktung des Ministers und seiner Ideen und unterstützten ihn in politischen Auseinandersetzungen. Im Gegenzug erhielten die Redakteure und Welter durch ihre Beteiligung in internen und vertraulichen Gesprächsrunden Informationen aus dem Innersten des Ministeriums. Diese wechselseitige Beziehung trug maßgeblich dazu bei, die führenden Wirtschaftspolitiker der 1950er- und 1960er-Jahre, auch aus dem gegenläufigen wirtschaftspolitischen Lager, für die Bedeutung der Öffentlichkeit zu sensibilisieren. Gleiches galt für die Hochschullehrer. Namhafte Professoren der Wirtschaftswissenschaften und verwandter Fächer wurden gezielt von der Leitung des Wirtschaftsteils angesprochen, einen Gastbeitrag zu verfassen, um von deren Bekanntheit zu profitieren. Später kehrte sich dieses Verhältnis um: Als die FAZ in den 1970er-Jahren längst zu einer der führenden Zeitungen aufgestiegen war, suchten die Professoren von sich aus die Nähe zu ihr.

Durch die Beteiligung einiger Unternehmer bei der Gründung setzte sich die FAZ von Beginn an dem Vorwurf aus, ein „Blatt der Industrie“ zu sein. Keineswegs war aber das Verhältnis zwischen Unternehmerschaft und Zeitung durchweg harmonisch und spannungsfrei. Immer

wieder gab es etwa Einmischungsversuche aus der Wirtschaft. Mit der Drohung eines Anzeigenboykotts versuchte man eine positive Berichterstattung zu erwirken. Diese Vorhaben blieben erfolglos. Das journalistische Gebot der Unabhängigkeit wurde besonders im Wirtschaftsressort hochgehalten und durch robuste und selbstbewusste Argumentation vereitelt. Die Glaubwürdigkeit der Zeitung stand auf dem Spiel. Spätestens mit der Gründung der FAZIT-Stiftung im Jahr 1959, die bis heute die Trägerin der Zeitung ist, war die wirtschaftliche Grundlage gesichert, sodass derartige Einmischungsversuche erfolglos blieben.

Dennoch war und ist die FAZ die beliebteste Zeitung unter den Unternehmern, wie aktuelle Erhebungen zeigen. Sie stand in den sozialpolitisch angespannten 1970er-Jahren dafür ein, gewerkschaftliche Lohnforderungen zu beschränken und betonte die gesellschaftliche Rolle der Unternehmer als Führungspersönlichkeiten. Doch das war nicht alles: In Punkto Firmen- und Börsenberichterstattung setzte das Wirtschaftsressort Trends, die von anderen Blättern aufgenommen wurden. Das vermittelte Bild des idealen Firmeninhabers war stets progressiv, er sollte offen für wissenschaftliche Erkenntnisse sein, international ausgerichtet und sozialverantwortlich handeln, während man den sogenannten Wirtschaftswunderkapitänen à la Krupp und Nordhoff im Wirtschaftsressort stets Skepsis entgegenbrachte.

Immer wieder zeigte sich, dass das ordnungspolitische Leitbild, ausgerichtet am Ordoliberalismus der Freiburger Schule, die Richtschnur der Berichterstattung war. Entsprechend der Kurs der europäischen Einigung nicht dieser Linie, so stand man ihr kritisch gegenüber. Widerspruch der sozialpolitische Kurs der Regierung der Ideenwelt Walter Euckens und Alexander Rüstows, dann positionierte man sich gegen ihn. Auch in den Tagen der deutsch-deutschen Wiedervereinigung beleuchtete man die Umstände kritisch, als sich zeigte, dass marktwirtschaftliche Prinzipien hinter dem politischen Projekt der Einigung zurückstanden.

So wurde die FAZ auch und maßgeblich durch ihr Wirtschaftsressort, was sie ist: Ein Leitmedium der Bundesrepublik im vordigitalen Zeitalter. Sie sensibilisierte die (Wirtschafts-) Politik für die Bedeutung von Öffentlichkeit,

wie sich in den 1950er-Jahren zeigte. Sie stand öffentlich für die Belange der bundesdeutschen Unternehmerschaft ein, nicht ohne bisweilen auch an kritischen Tönen zu sparen. Für liberale Wirtschaftswissenschaftler war und ist sie ein bevorzugtes Publikationsorgan außerhalb der Fachöffentlichkeit. Und das Wirtschaftsressort

setzte Trends in Berichterstattung, Layout und Redaktionsstruktur, die für andere Blätter zum Vorbild wurden. Die Arbeit zeigt damit, welche Bedeutung der Wirtschaftsteil der FAZ für Wirtschaft, Politik, Wissenschaft und Medien hatte und vielleicht noch hat.

Maximilian KUTZNER,

Dr. phil., Magister Artium (Geschichte, Fachjournalistik Geschichte), Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl für Neueste Geschichte an der Julius-Maximilians-Universität Würzburg, Mitarbeiter im Gutachtenprojekt zur Geschichte des Kaufhauses Horten.

Forschungsschwerpunkte: Mediengeschichte, Wirtschaftsgeschichte, NS-Forschung. Mitglied im Promotionskolleg Soziale Marktwirtschaft der Konrad-Adenauer-Stiftung.





Eine Lektüre von Elias Canetti (1994 [1960]). *Masse und Macht*. (Elias Canetti Werke 3). München: Carl Hanser Verlag.

## Forschen mit Literatur

Über Elias Canettis *Masse und Macht*

Thomas Ballhausen

Departement für Bühnen- und Kostümgestaltung, Film- und Ausstellungsarchitektur, Universität Mozarteum Salzburg

*I looked down at my notebook.  
,There will be no Quiet. There will be no Peace.'  
Stanley Donwood*

*Wie stehe ich zum fertigen Buch? Es liest sich gut, vielleicht immer besser. Ich bin damit nicht unzufrieden. Was mich erschreckt und erschüttert, ist die Zeit, die ich darangesetzt habe. Wäre es ein Buch unter fünf oder sechs anderen, wie stolz könnte ich darauf sein! Für ein halbes Leben ist es zuwenig.“*  
(Canetti 2004, 131)

In diesem selbstkritischen Tonfall kommt Elias Canetti (1905-1994) in seinen *Nachträgen aus Hampstead* immer wieder auf seinen abgeschlossenen „Großessay“ (Hanuschek, 2005, 437) *Masse und Macht* zu sprechen. Wie auch sein Roman *Die Blendung*, dessen Nahestellung zu *Masse und Macht* die Forschung weiterhin beschäftigt (Schneider, 2010; Ibrahim, 2016; Schüller, 2017), war auch diese Unternehmung als Teil eines ambitionierten mehrbändigen Publikationsprojekts geplant. Dass von den jeweiligen Vorhaben lediglich je ein Band umgesetzt wurde, ist hinsichtlich des ursprünglich Angedachten bedauerlich – aber doch allein die Wirksamkeit und die Qualität der erwähnten Arbeiten macht es schlicht unmöglich davon zu sprechen, es wäre jeweils *nur* ein Band des Geplanten realisiert worden.

Gespeist aus Lebens- und Leseerfahrung ist es trotz seines Umfangs „ein Meisterwerk der Komprimierung“ (Hanuschek, 2005, 444), für das Canetti seit 1926 Materialien gesammelt und Notizen erstellt hat. Dieses zutiefst persönliche Buch, dem scheinbar auch sein lernfreudiger Autor streckenweise keinen Abschluss gönnen wollte, ist „ein Werk gelebter Erfahrung“ (Krüger, 1995, 9). Das Ansinnen – die kritische

Überprüfung des Zustands der menschlichen Gesellschaft und ihrer Bedingungen – wird unter den titelspendenden Polen gefasst, wobei Canetti 1960 eben kein Theoriewerk im traditionellen Sinne vorlegt: Da gibt es keine Anknüpfung an zentrale Ansätze Dritter, die sich thematisch wohl angeboten hätten, kein umfassendes Referenzieren philosophischer Vorbilder und eine eher persönliche denn systematische Auswertung der herangezogenen, überaus diversen Quellen. In Canettis Buch gibt ein Begriff den nächsten, anhand der Sprache und ihrem poetischen Fließen entwickelt er seine Verbindungen und Maximen.

### Bilder und Vergleiche

Mit *Masse und Macht* setzt Canetti die Erzählbarkeit von Geschichte als Nacherzählung von Geschichten um, über lange Ausschnitte sollen die inkorporierten Textteile eher wirken, denn als Grundlagen für Interpretationen dienen. Ohne sich einem deutlichen Aktualitätsbezug unterzuordnen, legt Canetti eine denkerisch gegenwärtige Studie vor, in der vor allem über das Negative der Macht zu lesen ist. Es ist eine Macht, die aus der Perspektive des Paranoischen agiert, die ihr Überleben auf Kosten Dritter sichert, die im eigentlichen wie im übertragenen Sinne einen monströsen Appetit hat und das Einverleiben als Gipfel der Machtausübung – unabhängig von zivilisierenden Sublimationsritualen – zelebriert. Canettis Interesse für das Archaische, das Mythische, das Anthropologische und das Ethnologische macht die Fokussierung auf zentrale Themen wie Körperlichkeit, Differenzphänomene,

Schwellensituationen, Individualität und gesellschaftliche (hierarchische) Strukturen nachvollziehbar; die Anschaulichkeit seiner modellhaften Ausführungen ist dabei nicht nur der Sprache des späteren Nobelpreisträgers geschuldet, sondern m.E. nach auch der Wahl seiner Bilder und Vergleiche: Nicht selten spielen dabei das Verhältnis von Tier und Mensch oder eben die Relation von Verschlingen und Verschlungen werden eine wesentliche Rolle – die bedrohte Form ist Ausdruck der zur Diskussion gestellten Verhältnisse bzw. Zumutungen.

Die in ihrem Gestus aufklärerische Schrift des Einzelgängers Canetti war ein leicht verspäteter Welterfolg, begleitet von der Kritik an seiner Methode (oder dem Mangel daran), dem Einsatz der herangezogenen Quellen (oder auch dem Auslassen spezifischer Werke) und nicht zuletzt der bewussten Verbindung von Theorie und Literatur (Falk, 1988; Calasso, 1995). Eben in dieser Verbindung liegt m.E. nach aber ein besonderer Vorzug dieses offenen Werks, dessen Neulektüre Karl Heinz Bohrer in seiner hellsichtigen Kritik des Buchs für alle zehn Jahre empfohlen hat (Bohrer, 1975). Seine Theorie der Berührungen, des Verhältnisses von Innen und Außen, der Abgrenzung und des Verschwindens (oder auch: des Überwindens bzw. Übertretens) von Grenzen mögen „zutiefst privater und fragmentarischer Natur“ (Steiner, 2011, 94) sein, die Anwendbarkeit von Canettis Ausführungen wird dadurch nicht geschmälert.

## Im Maul der Macht

*Masse und Macht* ist in zwölf Abschnitte mit sprechenden Kapitelüberschriften wie *Masse und Geschichte*, *Elemente der Macht*, *Der Befehl* oder eben auch *Die Eingeweide der Macht* unterteilt. Bemerkenswert ist, dass das reichhaltige Vokabular rund ums Essen sich durch das gesamte Werk hindurch nachweisen lässt. Das Kapitel *Die Eingeweide der Macht* vollzieht über das Ergreifen mit Mund und Hand bis zum Verschlingen und Verdaut-werden der Erfassten (mitunter auch: der Ergriffenen) eine Bewegung von der Appetenz zum Appetit: Auf das Suchen und Orientieren folgt die Hinwendung zur Handlungsbereitschaft, auf die von Hunger ausgelöste Suche nach Beute folgt zwangsläufig die Jagd auf sie. Der Schritt von der Vorstellung zur Handlung, von der Ansicht zur Absicht lässt dem Schmecken die Berührung vorausgehen. Canet-

tis Vorstellung von Zivilisation und Machtausdruck ist somit auch über Berührungsvermeidung realisiert. Der Abstand zeigt sich im Raum der durch Waffen oder Mauern erhalten wird, die Mächtigen, besitzend, schwelgend und verschwenderisch, sind somit die Unberührbaren. Die Körper der Anderen werden ergriffen, Hand und Zähne erweisen sich als bedrohliche Instrumente.

Macht und Zerstörung zeigen sich in der Möglichkeit des Tötens, dem bewussten Übertreten der von Canetti angesetzten Schwelle zwischen Mensch und Tier. Sein kritischer Fokus zeigt den Mund ausschließlich als verkleinertes, räumlich verengendes „Modell der Macht“ (Friedrich, 1999, 126), der Mensch ist wenig mehr als Beute, ist, insbesondere als Unterlegener, ausschließlich Körper:

„Nichts erinnert uns nachdrücklicher und häufiger an unsere Körperlichkeit als das Essen und die Notwendigkeit, es aufzussen.“  
(Carson, 2014, 183)

Der Formverlust der Verschlungenen wird durch restloses Einverleiben vollzogen, von der Macht verdaut wird er vom Verschlingenden als maximale Stufe von Herrschaft und Machtausübung auf Ausscheidungen reduziert. Canetti setzt dieser radikalen Destruktion Ansätze zu Strategien der Anerkennung entgegen, allerdings ohne sie als solche zu benennen: Neben dem gemeinsamen Mahl – also: miteinander statt einander zu essen – setzt er vor allem auf das Moment machtverzichtender Verwandlung, auf ein in letzter Konsequenz ungelöstes Rätsel empathischen Hinfühlens, eines Hineinfühlens in den Anderen oder auch das Andere. Diese *Aporie*, womit auch der Bezug zur Philosophie erneut hergestellt ist, darf bzw. muss m.E. nach aber eher als Er- denn als Entmutigung gelesen und verstanden werden.

## Philosophie und Literatur

Canettis vorsätzlich bezogene Position der Alterität macht sich die Angebote der Philosophie und die Möglichkeiten der Literatur zunutze. Philosophie wird in *Masse und Macht* m.E. nach als eine Form der (mental)en Selbstverteidigung erfahrbar, die eine kritische Haltung gegen die Zumutungen der jeweiligen politischen Zustände, den Verlauf der Geschichte, die (auch diskus-

sionswerten) Sinnstiftungsprozesse der Historiografie und der Todesverfallenheit angesichts des Lebens einzuüben hilft. Ausgehend von einem „erweiterten Geschichtsbegriff“ (Barnouw, 1996, 193) und unter Einsatz „seiner literarischen *Phänomenologie*“ (Fetz, 2009, 274; Hervorhebung im Original), erfasst er, aufbauend auf George Berkeley, die Welt als unsere Vorstellung von ihr. Die prominente Strategie der Erzählbarkeit bzw. der Nacherzählung im Zusammenspiel dieser beiden Fundamente, insbesondere unter Berücksichtigung von Canettis Begriffsverwendungen, führt zurück zum unterschlagenen Begriff des Mythos (Ballhausen, 2016).

Denken wir, ausgehend von diesem nicht zuletzt literarisch wirksamen Begriff, somit also von der Literatur auf die von Canetti verhandelten Themen hin, lassen sich u.a. folgende externe, über die Literatur hinausgehende Aspekte beschreiben: An erster Stelle soll hier die Reklamation von Sprachregistern und Vokabularien stehen, die verstärkt in andere Diskurse überführt, ja für diese gekapert worden sind. Begriffe wie Befehl, Mythos, Grenze oder eben auch Masse und Macht können und dürfen nicht verloren gegeben werden. Der zweite wesentliche Aspekt soll hier mit einer als zweiwertig anzusetzenden Sagbarkeit umrissen werden. Literatur ist ein

probates Mittel und Medium künstlerischer Forschung und gesamtgesellschaftlich wirksamer Kritik. Literatur entfaltet eine spezifische Qualität transgressiven Potentials, da sie vorsätzlich Momente (z.B. Verwerfungen, Traumata, Zäsuren) von Geschichte, Historiographie und Historizität neu bzw. erstmalig verhandelt, die in der sogenannten offiziellen Geschichtsschreibung wenig oder auch keine Berücksichtigung finden. Als dritter Aspekt soll die notwendige Stärkung – wenn nicht gar Rettung – der Kategorie der Imagination im gesamtgesellschaftlichen Kontext angeführt werden. Wie etwa auch von Constantin Castoriadis (Castoriadis, 1990) beschrieben, muss in der wechselseitigen Formung von Individuum und Gemeinschaft bzw. Gesellschaft ein Imaginäres angesetzt werden, das Voraussetzung und Mitbedingung für das Entstehen bzw. den Bestand ebendieser Gesellschaft darstellt. *Masse und Macht* als „eine Grenzerscheinung zwischen anthropologisch-wissenschaftlichem und ästhetischem Produkt“ (Angelova, 2005, 114) löst die Möglichkeiten und Konzessionen der Literatur ein, ohne dabei das angepeilte geschichtsphilosophische Projekt zu gefährden – vielmehr ist die Offenheit des Werks Beleg seiner ungebrochenen Modernität und potentiellen Anwendbarkeit.

## Bibliographie

- Angelova, P. (2005). *Elias Canetti. Spuren zum mythischen Denken*. Zsolnay.
- Ballhausen, T. (2016). *Gespensersprache. Notizen zur Geschichtsphilosophie*. Der Konterfei.
- Barnouw, D. (1996). *Elias Canetti zur Einführung*. Junius.
- Bohrer, K. H. (1975). Der Stoiker und unsere prähistorische Seele. Zu „Masse und Macht“. In H. G. Göpfert (Hrsg.), *Canetti lesen. Erfahrungen mit seinen Büchern*. (S. 61–66). Hanser.
- Calasso, R. (1995). Bibliographische Bekenntnisse. In M. Krüger (Hrsg.), *Einladung zur Verwandlung. Essays zu Elias Canettis Masse und Macht*. (S. 22–28). Hanser.
- Canetti, E. (2004). *Aufzeichnungen 1954–1993*. Hanser.
- Carson, A. (2014). *Decreation. Gedichte, Oper, Essays*. Fischer.
- Castoriadis, C. (1990). *Gesellschaft als imaginäre Institution. Entwurf einer politischen Philosophie*. Suhrkamp.
- Falk, T. H. (1993). *Elias Canetti*. Twayne.
- Fetz, B. (2009). *Das unmögliche Ganze. Zur literarischen Kritik der Kultur*. Fink.
- Friedrich, P. (1999). *Die Rebellion der Masse im Textsystem. Die Sprache der Gegenwissenschaft in Elias Canettis Masse und Macht*. Fink.
- Hanuschek, S. (2005). *Elias Canetti. Biographie*. Hanser.
- Ibrahim, S. (2016). *Portrayal of the Crowds in the Works of Elias Canetti*. Röhrig Universitätsverlag.
- Krüger, M. (1995). Zu diesem Buch. In M. Krüger (Hrsg.), *Einladung zur Verwandlung. Essays zu Elias Canettis Masse und Macht*. (S. 7–9). Hanser.
- Schneider, K. (2010). „Viele Philosophen sind des Dichters Tod“. *Elias Canettis Die Blendung und die abendländische Philosophie*. Winter.
- Schüller, A. (2017). *Namensmythologie. Studien zu den Aufzeichnungen und poetischen Werken Elias Canettis*. De Gruyter.
- Steiner, G. (2011). *Im Raum der Stille: Lektüren*. Suhrkamp.

Thomas BALLHAUSEN,

Mag. Dr., Studium der Vergleichenden Literaturwissenschaft, der Germanistik, der Philosophie und der Sprachkunst in Wien. Lehrbeauftragter u.a. an der Universität Mozarteum Salzburg. Internationale Tätigkeit als Vortragender, Redakteur und Herausgeber. Seit 2017 Leiter der Pressedokumentation an der Dokumentationsstelle für neuere österreichische Literatur/Literaturhaus Wien, seit 2019 auch der dort angesiedelten Spezialsammlungen. Veröffentlichungen zu den Schwerpunktthemen Archivtheorie, Filmgeschichte, Medienkomparatistik sowie Literatur und/als künstlerische Forschung.

Aktuelle Publikationen

Ballhausen, T. (2019). *Das Mädchen Parzival*. Limbus Verlag.

Ballhausen, T., & Peytchinska, E. (2020). *Flora. Sprachkunst im Zeitalter der Information. Language Arts in the Age of Information*. De Gruyter.

Eine Lektüre von Michel Foucault (1997 [1969]). *Archäologie des Wissens* (8. Aufl.). Berlin: Suhrkamp.

## Diskontinuitäten, Brüche, Formationen – Gedanken beim Wiederlesen von Michel Foucaults *Archäologie des Wissens*

Mit seinem fragenden Herantasten an die Formationsregeln von Diskursen gilt Foucaults Klassiker von 1969 vielen als Entwurf einer möglichen Form von Diskursanalyse.

Was kann uns Michel Foucaults umstrittenes Werk heute noch sagen?

Erik Bauer

Institut für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft,  
Universität Wien

Wie kommt es, dass eine bestimmte Aussage erschienen ist und keine andere an ihrer Stelle?“ (Foucault, 1997, 42) – das ist Foucault's zentrale Frage, die er sich bei all seinen Bemühungen in diesem Werk stellt und die natürlich auch in Hinblick auf das Thema Mediengeschichte aufhorchen lässt. Warum taucht in vorgefundenen Medien und Diskursen gerade das auf, gerade an diesem Ort, zu dieser Zeit, in dieser Form?

*„Ich habe mich entschlossen, Aussagen im Feld des Diskurses und die Beziehungen, denen sie unterliegen, zu beschreiben“,*

so Foucault (1997, 48). Wie muss also eine bestimmte Situation – historisch, formal und in ihren Machtverhältnissen – aussehen, damit gerade die stattgefundenen Wahrheitsaussagen entstehen konnten und nicht mögliche andere?

Dabei will Foucault – im Gegensatz zu linguistischen Analysen – Diskurse nicht als „Gesamtheit von Zeichen“, sondern „als Praktiken [...] behandeln, die systematisch die Gegenstände bilden, von denen sie sprechen.“ (1997, 74). Ihm geht es darum

*„zu zeigen, daß man neben den Methoden linguistischer Strukturierung (oder jenen der Interpretation) eine spezifische Beschreibung der Aussagen, ihrer Bildung und der dem*

*Diskurs eigenen Regelmäßigkeiten herstellen [kann].“*

(Foucault, 1997, 285)

Wie Foucault erläutert, geht es nicht um einen strukturellen Determinismus, sondern um begrenzende Machtstrukturen:

*„Kurz gesagt, ich habe das Problem des Subjekts nicht ausschließen wollen, sondern die Positionen und Funktionen definieren wollen, die das Subjekt in der Verschiedenheit der Diskurse einnehmen konnte.“*

(Foucault, 1997, 285)

Foucault behauptet nicht, bestehende Diskurse wären nicht veränderbar, schränkt aber ein: „ich habe das ausschließliche und augenblickliche Recht dazu der Souveränität des Subjekts entrisen“ (ebd., 298).

Damit sind Machtstrukturen in einem historischen Feld angesprochen, – Funktionen, „die der untersuchte Diskurs in einem Feld nicht-diskursiver Praktiken ausüben muß“ (Foucault, 1997, 99). Diese „Diskursive Formationen“ sind es, die, Foucault zu Folge, bestimmte Aussagen in der jeweiligen Form erscheinen lassen:

*„Die Positionen des Subjekts werden ebenfalls durch die Situation definiert, die es seinen Möglichkeiten nach im Verhältnis zu ver-*

*schiedenen Gebieten oder Gruppen von Gegenständen einnehmen kann.“*

(Foucault, 1997, 78)

„Archäologie“ nennt Foucault dieses Erforschen von Wissensordnungen durch – in seiner Herangehensweise – ständig fragendes (und auch selbstzweifelndes) Freilegen von Schichten in einem möglichst vollständigen Archiv<sup>1</sup> (methodisch ist das natürlich nicht einzuholen). Auch legt er damit noch keine streng konsistente Methode vor, die man als einheitliches Modell ansehen könnte, vielmehr ist er mitunter selbst begrifflich unklar und mehrdeutig, (wie er explizit zugibt<sup>2</sup> und wie auch KritikerInnen monieren<sup>3</sup>). Er tastet sich hingegen bewusst und gewollt vorsichtig (Foucault, 1997, 29) an das heran, was später eine von anderen vielfach erweiterte, präziserte und elaborierte Form der Diskursanalyse darstellt.<sup>4</sup>

So fragt Foucault etwa nach „Funktionen, [...] die der untersuchte Diskurs in einem Feld nicht-diskursiver Praktiken ausüben muß“ (1997, 99), nach „System [und Prozessen] der Aneignung des Diskurses“ (ebd.), nach „institutionellen Plätzen“ der Rede, von denen aus diese „legitimen Ursprung und ihren Anwendungspunkt findet“ (ebd., 76).

Foucault hat sich bereits zuvor mit der historisch veränderlichen Konstruktion von „Wahnsinn“ und „Krankheit“<sup>5</sup> beschäftigt, und dabei den Fokus auf Formen der diskursiven Konstruktion von „Ausgrenzungen“ eröffnet. Ein perspektivischer „Zündfunken“, der später, nicht zuletzt in Anlehnung an Foucault, in den Cultural Studies, Gender Studies, Queer Studies und Colonial Studies in erweiterter Form wieder aufgegriffen wurde (vgl. dazu u.a. Hall, 2000).

Sind das gute Fragen auch für die Medien- und Kommunikationsgeschichte? In der deutschsprachigen Kommunikationswissenschaft scheint die Diskursforschung jedenfalls nicht so stark verwurzelt, wie Maria Löblich, Christian Schwarzenegger und Thomas Birkner in Ihrem Vorwort zum *medien & zeit*-Heft *Diskurs und mediale Realitätskonstruktionen in der Kommunikationsgeschichte* (2/2019) anlässlich der DG-PuK Jahrestagung „Kommunikationsgeschichte 2018“ konstatieren:

*„Während die Beiträge zu diesem Heft ihr jeweiliges Diskursverständnis im jeweiligen Kontext produktiv machen können, spiegelt sich gerade durch ihre Verschiedenheit auch die schwache Verwurzelung der Diskursanalyse in der deutschsprachigen Kommunikationswissenschaft [...]“.*

(Löblich, Schwarzenegger & Birkner, 2019, 4)

Freilich legt auch Foucault, wie bereits angedeutet, keine stringente Methode vor, die man als einheitliches Modell benutzen könnte. Wo ließen sich also Foucaults Anregung für die Kommunikationsgeschichte dennoch fruchtbar machen, wo könnten Elemente, Sätze, Fragen aus seiner „Werkzeugkiste“ Anregung zum Weiterdenken und Weiterforschen bieten?

Vorrangig wäre an Bereiche zu denken, die im weitesten Sinne „Ausgrenzung“ von Menschen, Gruppen und Meinungen zum Thema haben. Zu denken wäre dabei an die kritische Befragung der Konstruktion von essenzialistischen oder kulturalistischen Zuschreibungen (nach dem Schema: „alle Menschen X sind soundso“) und damit verbundenen Diskriminierungen. Ein weiterer thematischer Bogen könnte sich in der Genese von Diskursen, etwa der NS-Zeit bis zu heutigen Migrations- und Integrationsdiskursen, abzeichnen.

<sup>1</sup> Unter Archiv versteht Foucault „das allgemeine System der Formation und der Transformation der Aussage. Es liegt auf der Hand, daß man das Archiv einer Gesellschaft, einer Kultur oder einer Zivilisation nicht erschöpfend beschreiben kann [...]. Es gibt sich in Fragmenten, Gebieten und Ebenen [...]“ (Foucault, 1997, 188-189).

<sup>2</sup> „Schließlich glaube ich, daß ich, statt allmählich die so schwimmende Bedeutung des Wortes ‚Diskurs‘ verengt zu haben, seine Bedeutung vervielfacht habe: einmal allgemeines Gebiet aller Aussagen, dann individualisierbare Gruppe von Aussagen, schließlich regulierte Praxis, die von einer bestimmten Zahl von Aussagen berichtet“ (Foucault, 1997, 116).

<sup>3</sup> Eine ausführliche und kritische Auseinandersetzung mit dem Diskursbegriff in Foucaults *Archäologie* findet sich bei Martin Reisl (2006, 85-103).

<sup>4</sup> Ein bewährter Überblick über verschiedene Varianten und Forschungsperspektiven, auch alternierende Zugänge, findet sich bei Reiner Keller (2011). Darin Enthalten sind übrigens auch spezifische „Ratschläge für sozialwissenschaftliches Vorgehen im Anschluss an Foucault“ (48-49).

<sup>5</sup> Im ursprünglich 1961 erschienen Werk *Wahnsinn und Gesellschaft. Eine Geschichte des Wahns im Zeitalter der Vernunft* (Foucault, 1973) und in dem ursprünglich 1962 veröffentlichten Buch *Die Geburt der Klinik. Eine Archäologie des ärztlichen Blickes* (Foucault, 1976).

Vielleicht könnte Foucaults Blick und Vorgehensweise aber auch gerade dort helfen, wo Verhältnisse unklar sind, wo also nicht die gewohnten „Player“ am Spielfeld sind, nicht die gewohnten KommunikatorInnen und ihre tradierten GegenspielerInnen, sondern da, wo die Situation, wo „das Feld“ noch unübersichtlich ist. Dort, wo Erklärungen durch übergeordnete politische, ökonomische und ideologische Positionen nicht ausreichen, sondern wo ein Blick darunter, auf eine feinere Ebene, oder wie Foucault es später nennen wird, auf die „Mikrophysik der Macht“ (erstmalig in Foucault, 1976a), angebracht erscheint.

Was mag dabei in den Sinn kommen? Etwa die Erforschung der Geschichte von Diskursen und Aussagen in den Social Media. Sind nicht gerade hier die Verhältnisse uneindeutig, Machtfragen oft intransparent, tradierte und bekannte KommunikatorInnen nicht auffindbar? Hier wäre im Sinne Foucaults zu fragen „Wer spricht? Welche Techniken der Neuschreibung kamen hier zur Anwendung?“ (Foucault, 1997, 75). AkteurInnen, die sich nicht in das Feld etablierter KommunikatorInnen einordnen lassen; Techniken der Verdrehungen und Verschiebungen von ursprünglich redaktionellem Content in neue Kontexte – im krassesten Fall als deren Neuschreibung in Form von „Verschwörungstheorien“ und „Fake News“ etc.

*„Das gesamte Aussagesfeld ist zugleich regelmäßig und im Alarmzustand: es ist ohne Schlaf; die kleinste Aussage – die differenzierteste oder die banalste – benutzt das ganze Spiel der Regeln, nach denen ihr Gegenstand, ihre Modalität, die Begriffe, die sie gebraucht, und die Strategie, deren Bestandteil sie ist, gebildet werden.“*

(Foucault, 1997, 209)

Sätze wie diese bieten sich hier als „Werkzeuge“ zum Gebrauch an, wie Foucault es ja selber empfohlen hat.<sup>6</sup>

In den Sinn kommt aber auch die Erforschung bestehender oder vergangener Diskurse in illiberalen bzw. „gelenkten“ Demokratien. Welche

Formationen sind es, die hinter dem Anschein von freier Öffentlichkeit und öffentlichem Diskurs zum tragen kommen? Welche Tabus und Regeln gibt es dabei? Vor allem: Was kann nicht gesagt werden?

Damit verbunden wären auch Fragen nach Transformationen und Brüchen in Diskursen: etwa die Berichterstattung im Zusammenhang mit dem „arabischen Frühling“, über Osteuropa während und nach der Wende oder in Ländern mit illiberalen Entwicklungen. Welche Wahrheiten wurden hier produziert, welche Konstellationen, welche Formationen waren daran beteiligt, damit Aussagen zu diesen Transformationen möglich wurden? Welche Brüche haben sich ereignet und warum?

Diskurse beschreibt Foucault gerne in Metaphern des Krieges („Aufstellung“, „Formation“, „Feld“), in späteren Werken wird er auch von den bekannten „Dispositiven“ (vgl. Foucault, 1983) sprechen: dabei muss man ganz und gar kein/e AnhängerIn von Kriegsrhetorik sein, um dennoch den Nutzen dieser Begriffe für die Analyse von Diskursen in besonders subtil von Macht beeinflussten Strukturen nutzen zu können.

Nicht zuletzt wäre daher auch nach einer Anwendung Foucault'scher Werkzeuge auf die konkrete Untersuchung von Diskursen im Nationalsozialismus zu fragen. Die Politologin Silke Schneider hat bereits 2006 im Kontext einer politikwissenschaftlichen Auseinandersetzung mit Foucaults Werkzeugen auf diese Möglichkeit hingewiesen und sie vorsichtig positiv beurteilt:

*„Die Begrifflichkeiten, die von Foucault entwickelt wurden, die Strategien und Logiken der Macht, die er beschreibt – stets am Beispiel ihrer Entstehung und Herausbildung – lassen sich für eine Analyse des Nationalsozialismus fruchtbar machen, weil sie zum einen erlauben, verschiedene Facetten von Herrschaftssystem und Gesellschaft sichtbar zu machen. Zum anderen ermöglichen sie die Einordnung der nationalsozialistischen Herrschaftspraxis und ihrer Legitimation auf einer historischen Linie, die Modifikationen und Brüche vor dem Hintergrund Kontinuität beschreibbar macht.“*

(Schneider, 2006, 139)

<sup>6</sup> Im Sinne von Foucaults berühmten Zitat, seine Bücher seien „kleine Werkzeugkisten. Wenn die Leute sie aufmachen wollen und diesen oder jenen Satz, diese oder

jene Idee oder Analyse als Schraubenzieher verwenden, um die Machtsystem kurzzuschließen [...] umso besser.“ (Foucault, 1976b, 53).



Eine grundsätzliche Unterscheidung oder Abgrenzung sei letztlich noch angesprochen, nämlich die von Foucault zu einem anderen großen Namen in Sachen Diskurs, und zwar zu Jürgen Habermas mit seiner „Diskursethik“: Im Gegensatz zu Habermas geht es Foucault nicht um normative Idealbedingungen für Diskussionsprozesse (Habermas, 1991, insb. 12), sondern um die Beschreibung, die „Archäologie“ bereits stattgefundenen Diskurse in ihren jeweiligen Machtstrukturen.

Zwar finden wir in Habermas' Hauptwerk als machtkritisches Negativum die „Kolonialisierung“ des lebensweltlichen kommunikativen Handelns durch die Systemimperative „Macht“ und „Geld“ (vgl. Habermas, 1988, insbes. das Kapitel *Zweite Zwischenbetrachtung: System und Lebenswelt*, 171-229), doch Foucault richtet m.E. viel subtiler als Habermas den Fokus darauf, wie sehr in (vermeintlich) frei flottierenden Diskursen Regelwerke und Machtstrukturen eingebaut sind, – oft unsichtbar, sozusagen eine

Etage unter den Kräften von Macht und Geld, vielmehr unter dem Mikroskop, in der feinteiligen Mikrophysik der Macht, die auch im Kontext einzelner Praktiken, Anknüpfungs- und Übersetzungsweisen vorzufinden ist. Auch ist Habermas' Blick eher in die Zukunft gerichtet, auf eine freiere Gesellschaft. Foucault hingegen scheint solcher Idealismus zumindest in der *Archäologie* auf den ersten Blick fremd.<sup>7</sup> Auch hat die *Archäologie* die Vergangenheit im Visier – für historische Themen daher eine nützliche Werkzeugkiste.

Die Relektüre von Foucaults Werk aus 1969 zeigt keine ausgefeilte, klare Methode, aber der Blick auf Foucaults „konzeptuelles Gerüst für Diskursanalysen“ (Keller, 2011, 45) scheint allemal interessant: vor allem das großartige Set der an die Diskurskonstruktion gerichteten Fragen und Zugangsweisen und die herantastende Art, immer wieder neue Blicke auf den Gegenstand zu richten, könnte neue Perspektiven eröffnen.

<sup>7</sup> Der leider schon verstorbene Berliner Politologe Wolf Dieter Narr begründete dies wie folgt: „Da Foucault die ‚sozialen Sachen‘ in ihrer eigenen, immer interessierten, immer machtdurchzogenen Wahrheit erfahren will, gebraucht er die Diskursanalyse mit ihrer fast über jedes Vermögen hinausgehenden ziselierenden und verschieden

ansetzenden Differenzierung (Foucault [1969] 1981) auch entgegen allem ideologischen Raisonement. Dieses bleibt ihm zu äußerlich. Es erscheint ihm gerade unter marxistischen Vorzeichen der eigenen Wahrheit zu gewiss.“ (Narr, 2006, 345).

## Bibliographie

- Foucault, M. (1973 [1961]). *Wahnsinn und Gesellschaft. Eine Geschichte des Wahns im Zeitalter der Vernunft*. Suhrkamp.
- Foucault, M. (1973 [1962]). *Die Geburt der Klinik. Eine Archäologie des ärztlichen Blickes*. Suhrkamp.
- Foucault, M. (1976a [1975]). *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses*. Suhrkamp.
- Foucault, M. (1976b). *Mikrophysik der Macht. Über Strafrecht, Psychiatrie und Medizin*. Merve.
- Foucault (1983 [1976]). *Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit* (Bd. 1). Suhrkamp.
- Foucault, M. (1997 [1969]). *Archäologie des Wissens* (8. Aufl.). Suhrkamp.
- Habermas, J. (1991). *Erläuterungen zur Diskursethik*. Suhrkamp.
- Habermas, J. (1988). *Theorie des kommunikativen Handelns* (Bd. 2). Suhrkamp.
- Hall, S. (2000). *Cultural Studies. Ein politisches Theorieprojekt. Ausgewählte Schriften 3*. Argument Verlag mit Ariadne.
- Keller, R. (2008) *Michel Foucault*. UVK Verlagsgesellschaft mbH.
- Keller, R. (2011) *Diskursforschung. Eine Einführung für Sozialwissenschaftler* (4. Aufl.). Springer.
- Löblich, M., Schwarzenegger C. & Birkner, Th. (2019). Diskurs und mediale Realitätskonstruktion in der Kommunikationsgeschichte. *medien & zeit*, 34 (2), 2–5
- Reisigl, M. (2006) Sprachkritische Beobachtungen zu Foucaults Diskursanalyse. In B. Kerchner & S. Schneider (Hg.), *Foucault. Diskursanalyse der Politik* (85-103). Springer.
- Schneider, S. (2006) Diskurse in der Diktatur? Überlegungen zu einer Analyse des Nationalsozialismus mit Foucault. In B. Kerchner & S. Schneider (Hg.), *Foucault. Diskursanalyse der Politik* (123–144). Springer.

Erik BAUER,

Univ.-Lektor Dr., ist Kommunikationswissenschaftler, freier Journalist und Vortragender. Lehrbeauftragter am Institut für Publizistik und Kommunikationswissenschaft der Universität Wien, Lehraufträge bisher auch am Institut für Internationale Entwicklung der Universität Wien, an der Fachhochschule St. Pölten, sowie Gastlektor am Institut für Publizistik und Kommunikationswissenschaft der Freien Universität Berlin. Vorstandsmitglied des Arbeitskreis für historische Kommunikationsforschung. Arbeitsschwerpunkte sind Medien- und Kommunikationstheorien, Medienpolitik, Journalismus, Multimedia, Integration und Nachhaltigkeit.

Eine Lektüre von Andrew Pettegree (2015). *The Invention of News. How the World Came to Know About Itself*. New Haven: Yale University Press. / Andrew Pettegree (2015). *Die Marke Luther*. Berlin: Insel Verlag.

## Nachdenken über Wandel von Nachrichten

Andrew Pettegree als Impulsgeber

Roman Hummel  
Institut für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft,  
Universität Wien

**B**ernhard von Clairvaux (gest. 1153), Mitbegründer des Zisterzienserordens und einer der einflussreichsten Kirchenpolitiker des Hochmittelalters, verdankte seine damalige Bedeutung und seine bis heute reichende Bekanntheit nicht zuletzt einem gut organisierten Informationsnetzwerk. Vermittels Boten war er über die Zeitergebnisse bestens informiert und beeinflusste jene nicht zuletzt durch seine in weiten Teilen Europas verbreiteten Predigten, v.a. auch durch seine Aufrufe zur Häresie-Verfolgung und für Kreuzzüge. Rund dreihundert Jahre vor der Erfindung des Buchdrucks waren diese weitreichenden Kommunikationsverbindungen erstaunlich angesichts der Tatsache, dass ein Abgesandter vom Kloster Clairvaux etwa nach Rom und zurück bei guten Verhältnissen drei bis vier Monate brauchte. Bernhards Vorteil beruhte neben der strategischen Lage des Klosters nahe den Gebirgsübergängen in die Schweiz und nach Italien in der weitaus intensiveren Nutzung von Mönchen und Pilgern als Boten gegenüber den meisten anderen seiner Zeitgenossen (Pettegree, 2015a, 22f).

Ebenfalls seine Vorteile nutzte ein anderer politisch aktiver Kleriker mehr als dreihundertfünfzig Jahre später mittels der damals noch jungen Technologie des Buchdrucks, Martin Luther. Beide Mönche waren Verwerter, Schöpfer und Verbreiter von Nachrichten, genauso wie es auch Gesandte von Fürstentümern waren (aus denen sich spätestens ab dem 15. Jahrhundert Geheimdienste entwickelten) oder „Novellanti“, welche sich bis an den Beginn des 14. Jahrhunderts zurückverfolgen lassen und eine Art kostenpflichtigen Newsletter-Service für Kaufleute betrieben (ebd., 108 ff.) oder Troubadoure, die von Ritterkämpfen oder höfischen Festen sangen. Aber keiner von ihnen kann dem „Journalismus“ zugerechnet werden (auch wenn das zuweilen insinuiert wird).

Andrew Pettegree, Historiker der Universität St. Andrews (GB), hat sich in zwei Büchern der Verbreitung und Nutzung von Nachrichten angenommen. Das eine befasst sich mit der „Erfindung der Nachricht“ mit dem sprechenden Untertitel, „how the world came to know about itself“ (Pettegree, 2015a), das andere auf Deutsch vorliegende, mit der „Marke Luther“ (Pettegree, 2015b). Beiden kann man die Beschreibung historischer Abläufe in kommunikationssoziologischer Sichtweise attestieren. In beiden geht es um systematische und kontinuierliche Nachrichtensammlung und -verbreitung. Pettegrees Verdienst ist es aber, die Differenzen dieser Tätigkeiten herauszuarbeiten: Die Zwecke, Inhalte und die Nutzung der Nachrichten sind äußerst verschieden, auch wenn sie sich insgesamt durch ihren institutionalisierten Charakter von Privatmitteilungen unterscheiden. Daraus kann man kommunikationswissenschaftlich einige Anregungen gewinnen: In erster Linie, dass man danach zu fragen hat, welches Interesse hinter dem Sammeln, Auswählen, Verfassen und Verbreiten von Nachrichten steht. Zweitens, dass die Empfängerkreise unterschiedliche Qualitätskriterien aufgrund ihrer je spezifischen Situation attribuieren. Daraus entsteht drittens in Abhängigkeit von infrastrukturell-technischen Möglichkeiten eine zwischen den Eckpunkten Nachrichtenproduktion, Nachrichtenrezeption und Nachrichtentext sich wechselseitig beeinflussende Relation. Letztlich, viertens, fällt der Blick auf die Ökonomie: Wer zahlt womit und wieviel der anfallenden Kosten? – Hier tun sich zwangsläufig auch theoretische Verbindungen zur Digitalisierung auf (was freilich nicht das Thema von Pettegree ist).

Die ersten Institutionen im Rahmen des Nachrichtenwesens nach der Antike – Klöster, Fürstentümer, Zünfte – unterschieden sich nicht im

Bereich von Produktion und Rezeption. Erst mit der Etablierung von Druckereien, die nur mit erheblichem, häufig geborgtem, Kapital zu gründen und mit hohem finanziellem Aufwand zu betreiben waren, entsteht ein von den Nachrichtenproduzenten auch soziologisch getrennter Publikumsmarkt, ein „dispersed Publikum“. Je mehr Nachfrage, je höher die Auflage eines Drucks, um so billiger kann ein Exemplar verkauft werden und um so höher ist letztlich die Gewinnspanne. Luther wird der erste „Bestsellerautor“, den Druckereien – vergeblich – versuchen, exklusiv unter Vertrag zu nehmen. Zusammen mit dem Vielfachtalent Lucas Cranach werden Markenzeichen entwickelt, z.B. die „Lutherrose“, die in der damaligen Zeit schwer nachzuahmen war und die Echtheit einer Luther-Schrift verbürgen sollte, sowie spezifische Formen des Layouts (wie Schmuckrahmen oder Nennung des Autors auf der Titelseite). Luthers theologischer Ansatz, die religiösen Schriften seien nach Möglichkeit von allen selbst und daher auch in der Landessprache zu lesen, erhöhte einerseits den Absatz dieser Schriften, andererseits aber langfristig auch die allgemeine Verbreitung von Lesefähigkeit.

Die Trennung von Produzentinnen und Produzenten von den Konsumentinnen und Konsumenten im Nachrichtenwesen führt logischerweise auch zu einer Veränderung in den Zielsetzungen und damit auch den Qualitätsansprüchen. Während, wie Pettegree ausführt (2015a, 24), in den Botschaften, die Klöster, Zunftangehörige und Häftlinge verfassten, die Nachrichtenauswahl letztlich auf den Nutzwert der Information zugeschnitten war und zwischen Augenzeugenschaft und Hörensagen unterschied („habe ich gesehen“, „so wird gesagt“), entstehen mit dem Druck neue Interessens- und Qualitätsdifferenzierungen. Die alten blieben, weshalb die Brief-Nachrichten durch den Buchdruck auch nicht untergingen, genauso wenig übrigens wie die Bänkelsänger. Letztere spielten im Unterschied zu den diplomatischen und Handelskorrespondenzen eine wesentliche Rolle der Information für breitere Bevölkerungsschichten, vor allem im Zusammenhang mit den Kreuzzügen in den Orient, praktisch aber nie aus der Perspektive eigener Augenzeugenschaft. Damit wurde auch ein Genre der sensationellen, aber nicht in allen Bereichen auf Fakten beruhenden, Nachricht geschaffen:

*„Throughout the medieval period and into the sixteenth century, news especially news of faraway events, had to compete with marvels, horrors and*

*deeds of valour related in the travelogues and romantic epics. The truth was often more prosaic and therefore vastly less entertaining.“*

(Pettegree, 2015a, 25f)

Zeitgenössischer Boulevardjournalismus unterscheidet sich hier nicht prinzipiell.

In vielem folgt die – nur wenige Jahrzehnte nach Gutenbergs Erfindung aufkommende – „Neue Zeitung“ dieser Machart, auch in der oft mangelnden Aktualität und dem sehr freizügigen Umgang mit geographischen Gegebenheiten. Erstmals entsteht hier aber eine kommerzielle Nachrichtenproduktion für einen anonymen Markt. Damit bildet sich eine Art Feedbackschleife wachsenden Bedürfnisses nach Neuigkeiten. „What news?“ wird in England zu einer Grußformel (Pettegree, 2015a, 2). Nachrichten dienen im Unterschied zu mönchischen, höfischen und kaufmännischen Korrespondenzen nicht strategischer Entscheidungshilfe (v.a. auch mangels Möglichkeit), sondern einer Welterklärung. Ob Kometensichtung, Errettung eines Menschen aus Gefahr, Krieg oder Aufklärung einer Missetat – in allen Ereignissen ist letztlich das Wirken Gottes zu sehen. Deshalb ist es auch unerheblich, ob sich das betreffende Ereignis rezent und in der Nähe zugetragen hat – oder eben nicht (Pettegree, 2015a, 369). Von der Gestaltung der „Neuen Zeitung“ her gesehen (kürzere Texte, Bebilderung mit Holzschnitten, typographische Hervorhebungen von Textpassagen), aber auch bezüglich der Produktions- und Distributionsinfrastruktur (z.B. Hausierer) wurde hier von der Reformationspublizistik profitiert (Pettegree, 2015a, 72).

Luther, und in Reaktion auf ihn auch seine katholischen Gegner, nutzten jedes Kommunikationsmittel, das Europa am Beginn der Renaissance kannte: „Briefe, Lieder, Mundpropaganda, Gemälde und Drucke“ (Pettegree, 2015b, 23). Auch Kuriosa, die wesentlichen Platz der „Neuen Zeitungen“ füllten, wie Berichte von Kometen oder Missgeburten, wurden von Luther in seine antipapistischen Schriften als Anschlusskommunikation integriert (Pettegree, 2015b, 308f). Die Reformation, und hier vor allem Luther, schuf eine Form der polemischen und propagandistischen Publizistik, die es vorher nicht gegeben hatte. Im Rahmen des „Flugschriftenkrieges“ zwischen 1521 und 1525 erschienen neunmal mehr Pro- als Anti-Reformationsschriften (Pettegree, 2015b, 224), die billig, teilweise sogar kostenlos abgegeben wurden.

Luthers Wirken hatte neben den religionspoli-

tischen vor allem Auswirkungen auf die publizistische Infrastruktur. Vor 1517 war Italien, hier besonders Venedig, gleich bedeutungsvoll wie der deutschsprachige Raum im Druckereigewerbe gewesen. Gegen Ende des 16. Jahrhunderts hatte sich angesichts des wesentlich über Schriften ausgetragenen Meinungsstreites und der in Folge zahlenmäßig gewachsenen lesefähigen Population das Heilige Römische Reich an die Spitze gesetzt und produzierte dreimal so viel Druckprodukte wie das Gebiet des heutigen Italien (Pettegree, 2015b, 356). Dass die periodischen Zeitungen zuerst im deutschsprachigen Raum entstanden, ist daher kein Zufall. Vor allem die katholisch gebliebenen südeuropäischen Länder hatten hier eine verzögerte Entwicklung, Tageszeitungen etablierten sich dort teilweise erst im 19. Jahrhundert (Pettegree, 2015a, 364).

Angesichts der Inhalte der frühen Tageszeitungen stellt sich dennoch die Frage, weshalb sich diese durchsetzen konnten. Was verleitete jemanden im Deutschland des 17. Jahrhunderts dazu, sein Geld dafür auszugeben, um zu erfahren, dass beispielsweise ein russischer Adelige Regimentskommandeur wurde, das Osmanische Reich eine Delegation gesandt oder eine schwedische Prinzessin ein Kind geboren hatte? Pettegree (2015a, 367) erklärt es damit, dass Nachrichtenkonsum zu einer neuen Art zeitgeistigen Selbstverständnisses wurde:

*„Given how indigestible were their contents, we may conclude that the newspapers succeeded partly because of what they represented, rather than what they contained. For the first time the reading public was offered news of a type, and in a form, that had previously only been available to those of the circles in power. If their newspaper was a peepshow, it was a peepshow in the most flattering sort.“*

Die öffentliche Nachricht als marktfähiges Gut – in einer Mischung aus von der jeweiligen Herrschaft approbierten Fakten, Polemik, politischer Beeinflussung – entwickelt sich im Verlauf des 18. Jahrhunderts v.a. in den Niederlanden und England, Staaten, die sich politisch durch weitreichende Liberalität und Zensurverzicht auszeichneten. Dennoch waren Zeitungsunternehmen häufig kurzlebig, hingen meist finanziell von

politischen Förderern ab und gaben diejenigen Nachrichten in Druck, die eben gerade zur Hand waren. Vor allem das britische Königreich war in der Entwicklung einer positiven Pressepolitik durch Finanzierung zahlreicher Zeitungstitel und Verlage führend. Die zum Teil vehement und öffentlich ausgetragenen Auseinandersetzungen zwischen unterschiedlichen politischen Fraktionen führten aber immerhin zu einem breit gefächerten Spektrum gedruckter Nachrichten. Dies zum Unterschied etwa zu Frankreich, in dem eine einzige Zeitung ein Quasimonopol hatte und ausnahmslos das Loblied auf den König sang – letztlich war der Gründer, Herausgeber und Verfasser zahlreicher Beiträge dessen Leibarzt.

Journalistische (im Sinne von hauptberuflich erstellten) Nachrichten entstehen erst mit den Revolutionen in Frankreich und den Vereinigten Staaten 1789. Die Presse sieht sich nach einem Diktum von Thomas Carlyle (1837) nun erstmals neben Adel, Klerus und Bürgertum als „4th estate“, als kritische und kontrollierende Instanz und nicht mehr nur als Nachrichtenverbreitungsmaschine oder Sprachrohr oft wechselnder Financiers. Nachrichten werden zu einer wesentlichen Voraussetzung für das – nun ermöglichte – politische Handeln von Bürgerinnen und Bürgern. – Wobei, schränkt Pettegree ein, Zeitungen nicht das einzige Medium der Nachrichtenverbreitung waren: Die revolutionären Clubs in Frankreich, die Rolle verschiedener religiöser Zusammenkünfte in der Zeit des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges, die Gespräche in Kneipen und öffentlichen Versammlungen haben, blickt man auf die damaligen Auflagenzahlen der Presse, wahrscheinlich mehr zu Information und politischem Raisonement beigetragen (siehe auch Chartier, 1995). Mit einem Seitenblick auf die aktuelle digitale Entwicklung konstatiert Pettegree (2015a, 372), dass Nachrichten schon immer „multimedial verbreitet“ wurden. Zeitungen/ Journalismus als „4th estate“ zu definieren bedeutete auch einen neuen Darstellungsstil advokatorischer Präention im Namen der Öffentlichkeit: Nicht wenige Repräsentanten der Französischen Revolution wie des US-Unabhängigkeitskrieges (z.B. Danton oder Franklin) waren Journalisten *und* Politiker und nicht zuletzt Agitatoren.<sup>1</sup> Der Begriff der „4. Macht/ 4ième état/ 4th estate“ ist offensichtlich nicht nur aus ei-

<sup>1</sup> Erst mit dem Aufkommen der *Massenpresse* im ausgehenden 19. Jahrhundert, die aus ökonomischen Gründen ein möglichst großes und daher heterogenes Publikum ansprechen wollte, wurde der Grundsatz der Trennung von

Nachricht und Meinung, nachdem er bereits im 16./17. Jahrhundert v.a. im deutschsprachigen Raum etabliert war (Schönhagen, 1998), wieder zum – inzwischen auch wieder aufgeweichten – journalistischen Standard (Mindich, 1998).

ner demokratiethoretischen Zuschreibung zum Journalismus abzuleiten, sondern auch von dessen einzigartiger „capacity for self-advertisement“ (Pettegree, 2015a, 363).

### Schlussfolgerungen

Pettegree lenkt den Blick auf die im weitesten Sinne öffentlichen Nachrichten und zeigt, dass in Abhängigkeit von soziokulturellen, politischen und nicht zuletzt technischen Strukturen, sich diese unterschiedlich formieren. Von diesen Strukturen sind aber auch die jeweiligen Ansprüche an diese Nachrichten abhängig.

Ich möchte das anhand einer Vierfeldermatrix demonstrieren (siehe untenstehende Grafik):

Der Nutzen institutioneller Nachrichtenproduktion und ihrer Konsumtion lässt sich analytisch in

- verwertbares Tatsachenwissen,
- Stillung von Neugierde bzw. Unterhaltung,
- Welterklärung bzw. Herstellung gesellschaftlicher Kohäsion und

- Ermöglichung eines öffentlichen Diskurses über die „res publica“ einteilen.

Bestimmte Medien erfüllen diese letztlich von den Zielgruppen gestellten Anforderungen aufgrund ihrer Struktur unterschiedlich effizient, kaum aber je in reiner Form. Neue Modelle der Nachrichtenproduktion und -distribution führen zu weiterer Kombination dieser Grundtypen. Das Verdienst einer historischen Längsschnitt-Aufarbeitung wie von Pettegree besteht m.E. gerade darin zu zeigen, dass Nachrichtenvermittlung nicht nur punktuell an einem bestimmten Medientyp festzumachen ist, und daher alle jeweils vorhandenen unterschiedlichen Produktions- und Präsentationsformen analytisch einbezogen werden sollen. Theoretisch relevant ist dies nicht zuletzt auch für die Bewertung des Leistungshorizontes jeweils „neuer“ Medien im Verlauf der technischen Entwicklung.

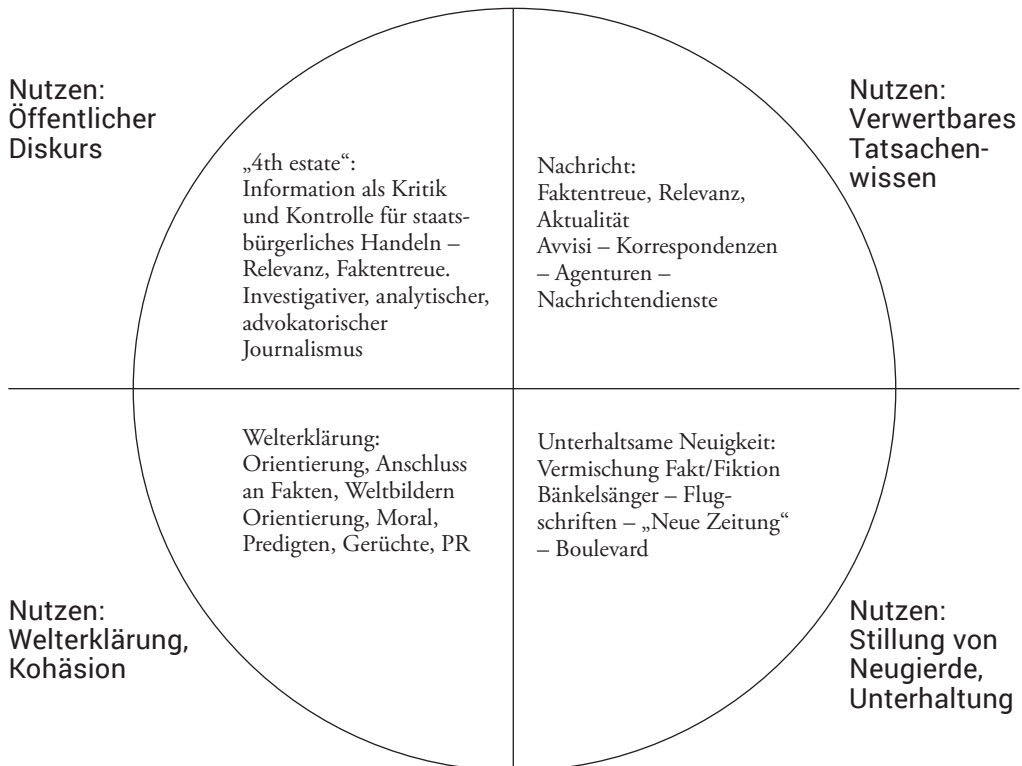


Abb 1: Resümee: Nutzwert von/Ansprüche gegenüber Nachrichten

## Bibliographie

- Carlyle, T. (1837). *The French Revolution. A History*. Chapman and Hall.
- Chartier, R. (1995). *Die kulturellen Ursprünge der Französischen Revolution*. Campus Verlag.
- Mindich, D. T. Z. (1998). *Just the Facts. How „Objectivity“ Came to Define American Journalism*. New York University Press.
- Pettegree, A. (2015a). *The Invention of News. How the World Came to Know About Itself*. Yale University Press.
- Pettegree, A. (2015b). *Die Marke Luther*. Insel Verlag.
- Schönhagen, P. (1998). *Unparteilichkeit im Journalismus. Tradition einer Qualitätsnorm*. Diss. Niemeyer.

Roman HUMMEL,

Prof. Dr., war bis zu seiner Pensionierung im Herbst 2016 Leiter der Abteilung Journalistik am Fachbereich Kommunikationswissenschaft der Universität Salzburg. Seither lehrt er am Institut für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft der Universität Wien.

Forschungsschwerpunkte sind Wandel von Medienberufen, Medienpolitik und Wissenschaftstheorie. Hummel ist gegenwärtig Vorsitzender des Beirats des Österreichischen Kuratoriums für Journalistenausbildung und kooptiertes Präsidiumsmitglied der Österreichischen Journalistengewerkschaft.

Eine Lektüre von Hans-Jörg Rheinberger (2001). *Experimentalsysteme und epistemische Dinge. Eine Geschichte der Proteinsynthese im Reagenzglas*. Göttingen: Wallstein Verlag.

## Experimentalsysteme und epistemische Dinge

Anregungen für eine Geschichte von Materialität und Praxis der Kommunikationswissenschaft

Erik Koenen

Institut für Kommunikations- und Medienwissenschaft,  
Universität Leipzig

Empfeht man ein Buch mit dem Titel *Experimentalsysteme und epistemische Dinge. Eine Geschichte der Proteinsynthese im Reagenzglas* historischen KommunikationsforscherInnen als unbedingt lesenswert, so ist der Erklärungsbedarf recht naheliegend. Sein Autor, der langjährige Direktor des Max-Planck-Instituts für Wissenschaftsgeschichte in Berlin, Hans-Jörg Rheinberger, ist von Hause aus Molekularbiologe und hat sich mit dieser Publikation aus der disziplinären Perspektive der Human- und Naturwissenschaften der Wissenschaftsforschung, -geschichte und -theorie zugewandt – zu den fachspezifischen Anliegen, Fragestellungen und Konzepten der sich im Fächerkomplex der Geistes-, Kultur- und Sozialwissenschaften verortenden Kommunikations- und Medien-geschichte hat er damit auf den ersten Blick erst einmal nichts beizutragen. Auch ich muss gestehen, ich bin zuvor mehrfach sehr irritiert in Texten geisteswissenschaftlicher und historischer Provenienz über Rheinbergers *Experimentalsysteme* gestolpert, bevor ich mich damit näher beschäftigt habe. Umso mehr kann ich versichern, wenn man sich einmal auf die Lektüre einlässt, so entführt uns Rheinberger auf ein Leseabenteuer, das uns über die bekannten abgesteckten Fachgrenzen hinausgeleitet und uns neue Aussichtspunkte und Perspektiven auf unser Fach und unser fachliches Tun bietet.

Rheinbergers „Experimentalsysteme“ sind im Kontext der Laborstudien anzusiedeln und fokussieren (ganz grob gesagt) die für alle WissenschaftlerInnen grundlegende Frage, wie wir ‚Neues‘ entdecken und neues Wissen produzieren (vgl. Hall, 2014). Rheinberger zielt dabei

*„auf eine Geschichte der materiellen Kultur der Naturwissenschaften und der experimentellen Arrangements, in denen sie sich verkörpern und in denen sie gewissermaßen hausen“.* (10)

Mit dieser Leitfrage sind Rheinbergers Studien besonders fach- und wissenschaftshistorisch interessant sowie ganz generell methodologisch inspirierend. Ich möchte hier nur eine Leseweise Rheinbergers weiterverfolgen und mich auf dessen Anregungspotential für die fachhistorische Forschung beschränken.

Am historischen Beispiel der experimentellen Entwicklung der Proteinsynthese interessiert sich Rheinbergers „Epistemologie des modernen Experimentierens“ (7) für die Bedingungen, Dinge und Praktiken der Genese und Produktion von Wissen und lenkt damit zugleich die Aufmerksamkeit auf die epistemologisch, technisch und sozial vielfach verschränkten Konstruktionsprozesse von Wissen im Modus des Experiments. Um „das Spiel der Hervorbringung von Neuem zu verstehen“ (27), so Rheinbergers argumentative Grundfigur, muss man sich mit dem „nicht-trivialen Wechselspiel“ (26) zwischen epistemischen und technischen Dingen in „Experimentalsystemen“ befassen. Anders als in der wissenschaftsphilosophischen Tradition des kritischen Rationalismus, der Experimente lediglich

*„als wohldefinierte empirische Prüfverfahren angesehen hat, die in einen ebenso wohldefinierten theoretischen Rahmen eingebettet sind und die dazu dienen, bestimmte Hypothesen [...] entweder zu bestätigen oder zu widerlegen“* (21),



zeichnen sich für Rheinberger „Experimentalsysteme“ durch ihre Erkenntnisoffenheit und ihren originären „Werkstattcharakter“ aus: „Experimentalsysteme“ als „eigentliche Arbeitseinheiten“ der Forschung sind ebenso „materielle Arrangements“ wie „Versuchsfelder“, in denen „Wissensobjekte und die technischen Bedingungen ihrer Hervorbringung unauflösbar miteinander verknüpft sind“ (7, 8, 21). Das heißt auch, so Rheinberger (2018, 119) weiter,

*„die Interaktion des Experimentators mit seinem Material steht im Mittelpunkt. Ist man nicht von seinem Material gefesselt – oder sogar überwältigt –, ist keine kreative Experimentalforschung möglich. Im Zuge der Interaktion mit den Dingen, mit denen man in einem Experiment arbeitet, erwachen diese Materialien selbst zum Leben.“*

Sehr deutlich positioniert sich Rheinberger mit diesem Blick auf die konkrete Erkenntnis- und Forschungspraxis von WissenschaftlerInnen als Vertreter des „practical turn“, der für die neuere Wissenschaftsgeschichte ausgesprochen wirkmächtig ist“ und

*„den Fokus eines großen Teils der Wissenschaftshistoriografie von der Analyse von Ideen und fertigen wissenschaftlichen Erzeugnissen auf Praxis und serielle Wissensgenerierung verschoben hat“.*  
(Link, 2019, 30)

So schreibt Peter Weingart (2010, 123):

*„Der Blick hinter die Türen der Labore, die Beobachtung der tatsächlichen Forschungspraxis, offenbart den Erkenntnisprozess als alltägliche Tätigkeit, die keine mystischen Elemente erkennen lässt. Vielmehr wird sichtbar, wie die Gegenstände der Forschung manipuliert und für spezifische Fragestellungen aufbereitet werden.“*

In diesem Sinne bilden sich in Rheinbergers „Epistemologie von unten“ (9) erst im (gemeinsamen) Agieren von WissenschaftlerInnen in und in ihrem Interagieren mit „Experimentalsystemen“ „die Objekte des wissenschaftlichen Interesses als epistemische Dinge“ (Hall, 2014, 228) heraus: „Man muß sich durch eine komplexe Experimentallandschaft hindurchschlagen, bis sich wissenschaftlich relevante

einfache Dinge abzeichnen“ (22-23). Epistemische Dinge sind mithin „die Dinge, denen die Anstrengung des Wissens gilt“ (24), die also „bestimmte Arten des Fragens und Vorgehens stimulieren“, eine Art „Suchbegriff“ (Martus, 2015, 23 und 28) oder ganz einfach eine „Spur“ (Krämer et al., 2007), auf die WissenschaftlerInnen aufmerksam werden, die sie irritiert und die sie neugierig weiter zu verfolgen suchen. Hervorgebracht werden die epistemischen Dinge in „Austauschbeziehung“ (27) mit „stabilen Umgebungen, die man als Experimentalbedingungen oder als technische Dinge bezeichnen kann“ (25), und die die Dinge des wissenschaftlichen Interesses und ihre „Sichtbarmachung“ (Hall, 2014, 229) „in doppelter Hinsicht“ determinieren: „Sie bilden ihre Umgebung und lassen sie so erst als solche hervortreten, sie begrenzen sie aber auch und schränken sie ein“ (26). Zugleich dient diese Erfassung der epistemischen Dinge durch die technischen Dinge der Stabilisierung von Wissensgenerierung, indem sie die epistemischen Dinge „in übergreifende Felder von epistemischen Praktiken und materiellen Wissenskulturen“ (25) integriert.

Soweit in Grundzügen Rheinbergers wissenschaftsgeschichtliche, -theoretische und -soziologische Perspektiven vereinende Konzeption für eine „historische Epistemologie“ (Rheinberger, 2007) der experimentellen Wissenschaft – doch was lässt sich nun damit für die Fach- und Wissenschaftsgeschichte der Geistes- und Sozialwissenschaften bzw. ganz konkret für die Fach- und Wissenschaftsgeschichte der Kommunikationswissenschaft anfangen? Rheinberger selbst hat eine erste Anregung zur Übersetzung gegeben und das naturwissenschaftliche „Experimentalsystem“ mit der suchenden „Versuchsanordnung“ verglichen, in der sich GeisteswissenschaftlerInnen im Prozess des Schreibens befinden, um das „Denken von Neuem“ zu ermöglichen (Rheinberger, 2018, 54):

*„Jeder, der als Historiker arbeitet, macht, so glaube ich, irgendwann einmal die Erfahrung, dass Dinge an ihren Platz zu fallen, sich zu fügen beginnen im Schreibprozess oder der Organisation desselben. Letztlich sollte man sich überlegen, ob nicht das Schreiben selbst für den Geisteswissenschaftler so etwas wie ein Experimentalsystem darstellt. [...] Das Schreiben selbst, ob von Hand, mit der*

*Schreibmaschine oder dem Computer – da mögen sich je nach den technischen Mitteln unterschiedliche Optionen ergeben –, konstituiert so etwas wie eine Trajektorie, die eine Mikrogeschichte erzeugt, die etwas entstehen lässt, was den Augenblick überdauert, auf das man wieder zurückgreifen und das man auch einmal in neuem Lichte lesen kann.“*

(Rheinberger, 2018, 52-53)

Trotz dieses Hinweises aus sozusagen erster Hand, sollten sich Geistes- und SozialwissenschaftlerInnen generell hüten, die „allesamt an naturwissenschaftlichem Material“ entwickelten innovativen Perspektiven der jüngeren Wissenschaftsgeschichtsforschung einfach „für ihre Gegenstände zu übernehmen, ohne entsprechende Anpassungen und Übersetzungen vorzunehmen“ (Link, 2019, 53).

Dass dann das Anregungspotential, wenn man solche Übersetzungsarbeiten vom eigenen disziplinären Standort unternimmt, nämlich sogar weit über die von Rheinberger aufgeworfene quasi-experimentelle „Versuchsanordnung“ des geisteswissenschaftlichen Schreibens hinausgeht, hat Stefan Martus (2015) in der meines Wissens originellsten und tiefgründigsten Relektüre Rheinbergers im Hinblick auf die „epistemischen Dinge der Literaturwissenschaft“ eindrucksvoll gezeigt. Da einer entsprechenden systematischen Relektüre und Übersetzung Rheinbergers für die Fach- und Wissenschaftsgeschichte der Kommunikationswissenschaft an dieser Stelle leider der Raum fehlt, müssen einige erste, sozusagen ‚tastende‘ Vorüberlegungen und Stichpunkte genügen. Nimmt man die Geschichte der Kommunikationswissenschaft mit Rheinbergers „Experimentalsystemen“ in den Fokus, so ergibt sich eine wesentliche Blickverschiebung und erweitert sich das fachhistorische Spektrum geradezu unwillkürlich von den Biographien, Ideen und Institutionen hin zum alltäglichen kommunikationswissenschaftlichen Tun. Meines Erachtens ist dies ein wesentlicher Beitrag zu einer übergreifenden wissenschaftsgeschichtlichen Neuorientierung unserer fachhistorischen Perspektive (vgl. Burke, 2014; Koenen, 2016) im Sinne einer historischen Epistemologie und Praxeologie kommunikationswissenschaftlichen Wissens, die sich an den verschiedenen Dingen, Orten und Praktiken fachspezifischer Wissensgenerierung in ihrem Zusammenspiel orientiert.

Zwischen die gewohnt produktiven fachhistorischen Kategorien von Ideen- und Sozialgestalt sowie Formal- und Materialobjekt drängt sich mit Rheinbergers epistemischen und technischen Dingen unwillkürlich die Frage nach einer Geschichte von Materialität und Praxis in einem anfangs zutiefst dem Material verbundenen Fach, was sich ja auch im Namen „Zeitungskunde“ niedergeschlagen hat, unter dem das Fach in den Jahrzehnten um 1900 reüssierte. Auffällig, aber aus einer solchen Perspektive eben wenig verwunderlich, ist dann, dass vor allem die Sammlungspraxis und eben weniger die von Rheinberger ins Spiel gebrachte Schreibpraxis als „epistemische Tugend“ (Link, 2019, 43) unter den frühen Zeitungskundlern galt. Zeitungen waren sozusagen *die* (ersten) „Wissensdinge“ des Fachs, „denen zeitgenössisch zugeschrieben wurde, ein inhärentes Wissen über ihre eigene Natur zu enthalten“, das es galt, „erschließbar und vermittelbar“ zu machen (Müller, 2020, 17), und die Sammlungspraxis begründete dafür eine materiale Grundlage zeitungskundlicher Wissenspraxis. Es war wichtig (was für ein neues Fach ja nicht ungewöhnlich ist), erst einmal den Materialbereich abzustecken und zu sichern, um sich einen Überblick über die „papierne Flut“ (Brunhuber, 1908, 8) zu verschaffen, die die moderne Massenpresse seit dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts hervorbrachte – und da groß angelegte Pläne und Projekte wie u.a. Hans H. Bockwitz’ „Weltpressemuseum“ oder Martin Spahns „Reichszeitungsmuseum“ nicht zuletzt am mangelnden Interesse der bibliothekarischen Seite scheiterten, wurde diese Sammlungspraxis insbesondere von einzelnen Fachvertretern gepflegt und im Zuge der Gründung zeitungskundlicher Institute wenigstens dezentral institutionalisiert (vgl. Hagelweide, 1974). Mit Hilfe von Standortskatalogen (Traub, 1933) und topographischen Übersichten (Heide, 1928) über die zentralen Orte zeitungskundlicher Wissensspeicher wurden die Sammlungen dann in einer Art (modern gesprochen) virtuellen Sammlungslandschaft wieder zusammengeführt.

Für ein Fach, das an der Universität eher am „Katzentisch“ seinen Platz hatte und dessen Gegenstand in seiner wissenschaftlichen Relevanz höchst umstritten war (vgl. Meyen & Löblich, 2006, 55-61), war diese bloße Sammlungspraxis jedoch recht wenig mit Legitima-

tions- und Reputationsgewinn verbunden. In diesem Sinne rief der erste Ordinarius der Zeitungskunde Erich Everth (1927, 50) kurz nach seinem Leipziger Amtsantritt 1926 „eine zweite Phase in der Entwicklung der Zeitungskunde zur Wissenschaft“ aus, die sich von den „ersten Wegbereitern“ und dem bloßen „Sammeln“ und „Beschreiben“ zeitungskundlich interessanten „Materials“ mit der nun anstehenden theoretischen und systematischen Durchdringung dieses „Materials“ abgrenzte. Mit gleicher Stoßrichtung forderte 1927 auch Hans Amandus Münster, zu diesem Zeitpunkt Nachwuchsforscher am Deutschen Institut für Zeitungskunde (DIZ) in Berlin, dass die „Hauptaufgabe“ der Institute fortan im „Zeitungsbearbeiten“ und nicht im „Zeitungssammeln“ bestehen müsse (Hagelweide, 1974, 35). Münster meinte damit aber nicht, sich von der materialbasierten Grundlagenforschung zu verabschieden, sondern (wie es am DIZ Praxis war) sich endlich praktisch mit dem gesammelten Material auseinanderzusetzen. Laut dem DIZ-Gründer Martin Mohr war es sogar dessen Kernaufgabe,

*„alle in Frage kommenden Materialien ,bibliothekarisch und archivalisch und unter einer gründlichen Durcharbeitung und Darstellung des Wissensmaterials‘ [zu] erfassen und, das was bisher Kunde‘ ist, auf die Höhe wissenschaftlicher Forschung und Lehre zu führen.“*

(Heuser, 1994, 147)

Aus der Sicht einer historischen Epistemologie und Praxeologie lässt sich die Organisation des DIZ dann insgesamt als Labor oder „Experimentalsystem“ interpretieren, in dem sich ein breites Repertoire hochproduktiver protoempirischer bibliographischer, dokumentarischer und statistischer Praktiken rund um das Wis-

sensing „Zeitung“ herausbildete. Wenn man so will, waren Bibliographie, Dokumentation und Edition wesentliche „technische Dinge“, die als objektbezogene Methoden zur Stabilisierung der Forschung ausgebildet wurden und so das überaus sperrige „Wissensding“ „Zeitung“ überhaupt erst einmal handhabbar und greifbar machten und zu „epistemischen Dingen“ formten und verdichteten. Zugleich verstand Mohr das DIZ als Lehr- und Lernort, an dem die Zeitungen als „Lehrmittel“ (Mohr, 1927, 24-28) eng in eine möglichst anschauliche und wiederum im Wortsinne greifbare zeitungskundliche Wissensvermittlung einbezogen werden sollten.

Zieht man ein kurzes Resümee, so verschiebt sich mit Rheinberger (und anderen VertreterInnen des ‚practical turn‘ in Wissenschaftsforschung und Science and Technology Studies) die Perspektive unserer fach- und wissenschaftshistorischen Forschung – das sollte die obige Skizze illustrieren – markant von den oft fokussierten Formalobjekten (Denkmotive, Erkenntnisinteressen, Ideen, Theorien) hin zu den weitgehend ignorierten und vergessenen Materialobjekten und einer Geschichte ‚von unten‘, die von den Dingen und sich darum rankenden epistemischen Infrastrukturen, Orten und Praktiken von Wissensgenerierung ausgeht. Folgt man zuletzt Rheinbergers Gedanken, dass durch „die Zirkulation und den Austausch epistemischer Dinge, Modelle, technischer Subroutinen und impliziten Wissens“ (148-149) „ein experimentelles Netzwerk von Objekten und Praktiken“ (148) entsteht, so verbindet sich mit dieser Perspektive auch kein Nebeneinander von Dingen und Praktiken vs. Ideen, Institutionen und Personen, sondern vielmehr ein wichtiger Verweis auf deren wechselseitige dynamische Verflechtungen.

## Bibliographie

- Brunhuber, R. (1908). *Das deutsche Zeitungswesen*. G.J. Göschen.
- Burke, P. (2014). *Die Explosion des Wissens. Von der Encyclopédie bis Wikipedia*. Klaus Wagenbach.
- Everth, E. (1927). Karl Bücher und die Zeitungskunde. Zu seinem 80. Geburtstage. *Minerva-Zeitschrift. Nachrichten für die gelehrte Welt*, 3(3), 49-54.
- Hagelweide, G. (1974). Geschichte und Entwicklung des Zeitungssammelns in Deutschland. In G. Hagelweide (Hrsg.), *Zeitung und Bibliothek. Ein Wegweiser zu Sammlungen und Literatur* (S. 15-51). Verlag Dokumentation.
- Hall, K. (2014). Hans Jörg Rheinberger, Experimentalsysteme und epistemische Dinge. In D. Lengersdorf, & M. Wieser (Hrsg.), *Schlüsselwerke der Science & Technology Studies* (S. 221-233). Springer VS.
- Heide, W. (1928). *Zeitungssammlungen und Sammelstellen in Deutschland. Eine inhaltliche und bibliothekstechnische Übersicht*. Staatspolitischer Verlag.
- Heuser, J. (1994). *Zeitungswissenschaft als Standespolitik. Martin Mohr und das „Deutsche Institut für Zeitungskunde“ in Berlin*. Lit Verlag.
- Koenen, E. (2016). Erkenntnisfelder und Potenziale einer übergreifenden wissenschaftsgeschichtlichen Neuorientierung für die Frühgeschichte der Kommunikationswissenschaft. In M. Meyen, & T. Wiedemann (Hrsg.), *Biografisches Lexikon der Kommunikationswissenschaft*. Herbert von Halem. <http://blexkom.halemverlag.de/reaktionen-auf-gerd-kopper/>
- Krämer, S., Kogge, W., & Grube, G. (Hrsg.) (2007). *Spur. Spurenlesen als Orientierungstechnik und Wissenskunst*. Suhrkamp.
- Link, F. (2019). Neuere Entwicklungen in der Wissenschaftsgeschichte. Die (mindestens) drei Wissenschaftskulturen und ihre Historiografien. *Neue Politische Literatur*, 64(1), 27-53.
- Martus, S. (2015). Epistemische Dinge der Literaturwissenschaft. In A. Albrecht, L. Danneberg, O. Krämer, & C. Spoerhase (Hrsg.), *Theorien, Methoden und Praktiken des Interpretierens* (S. 23-51). Walter de Gruyter.
- Meyen, M., & Löblich, M. (2006). *Klassiker der Kommunikationswissenschaft. Fach- und Theoriegeschichte in Deutschland*. UVK.
- Mohr, M. (1927). *Zeitungskunde und Zeitungswissenschaft im Deutschen Institut für Zeitungskunde zu Berlin*. Quelle & Meyer.
- Müller, M. (2020). *Der sammelnde Professor. Wissensdinge an Universitäten des Alten Reichs im 18. Jahrhundert*. Franz Steiner.
- Rheinberger, H.-J. (2001). *Experimentalsysteme und epistemische Dinge. Eine Geschichte der Proteinsynthese im Reagenzglas*. Wallstein Verlag.
- Rheinberger, H.-J. (2007). *Historische Epistemologie zur Einführung*. Junius.
- Rheinberger, H.-J. (2018). *Experimentalität. Hans-Jörg Rheinberger im Gespräch über Labor, Atelier und Archiv*. Kulturverlag Kadmos.
- Traub, H. (1933). *Standortskatalog wichtiger Zeitungsbände in deutschen Bibliotheken*. Karl W. Hiersemann.
- Weingart, P. (2010). Wissenschaftssoziologie. In D. Simon, A. Knie, S. Hornborstel (Hrsg.), *Handbuch Wissenschaftspolitik* (S. 118-129). VS.

Erik KOENEN,

Dr. phil., Magister Artium (Soziologie, Kommunikations- und Medienwissenschaft, Germanistik), vertritt seit Mai 2019 die Juniorprofessur Kommunikationsgeschichte am Institut für Kommunikations- und Medienwissenschaft der Universität Leipzig. Forschungsschwerpunkte: Digitale Methoden, Fach- und Wissenschaftsgeschichte der Kommunikationswissenschaft, Politische Kommunikation Internationaler Organisationen im Wandel, Rezeptionsgeschichte. Co-Sprecher der Fachgruppe Kommunikationsgeschichte der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft und Mitbegründer der Initiative „Kommunikationsgeschichte digitalisieren“.

Eine Lektüre von Fernand Braudel (1990). *Das Mittelmeer und die mediterrane Welt in der Epoche Philipps II.* 3 Bde. Berlin: Suhrkamp.

## Der Medienwandel und das Mittelmeer

Zum Konzept der langen Dauer bei Fernand Braudel

Christian Oggolder

Institute for Comparative Media and Communication Studies (CMC),  
Österreichische Akademie der Wissenschaften/Universität Klagenfurt

Der französische Historiker Fernand Braudel (1902-1985) erlangte insbesondere mit seinem Hauptwerk *Das Mittelmeer und die mediterrane Welt in der Epoche Philipps II.* (Braudel, 1990) und den darin entwickelten Konzepten historischer Forschung Bekanntheit. Darüber hinaus gilt er als einer der prominentesten Vertreter der sogenannten zweiten Generation der *École des Annales* (vgl. Schöttler, 2015; Foerster, 2011; Burke, 2004). Benannt nach der 1929 von Marc Bloch und Lucien Febvre gegründeten geschichtswissenschaftlichen Fachzeitschrift *Annales d'histoire économique et sociale*, bezeichnet die Annales-Schule eine von französischen Historikern initiierte Bemühung um eine Neuorientierung der Geschichtswissenschaft. Als vorrangiges Ziel galt dabei die Überwindung von Historismus und auf Herrscher fokussierter Ereignisgeschichte (vgl. Jaeger & Rösen, 1992, 173–181) zugunsten einer Geschichte, die an überindividuellen Strukturen und Prozessen interessiert ist. Unter der Perspektive einer *Histoire totale* sollte sich das wissenschaftliche Interesse in einem ganzheitlichen Sinn nun auch auf das Leben der „einfachen Leute“ richten, auf wirtschaftliche Veränderungen im Zeitverlauf, auf Alltagsgeschichte oder auf die Geschichte von kollektiven Mentalitäten. Braudel seinerseits treibt in seinem Mittelmeerbuch die Forderung nach einer Geschichte, die alle Aspekte menschlicher Existenz umfasst auf die Spitze, indem er auch die geographischen und klimatischen Bedingungen der Menschen berücksichtigt.

### Dauer und Struktur

Braudel unterscheidet drei unterschiedliche Geschwindigkeiten im historischen Verlauf: die

kurze Zeit, die sich in erster Linie im Ereignis manifestiert, zyklische Erscheinungen mittlerer Reichweite, d.h. Konjunkturen, und schließlich eine alles überlagernde „Geschichte der langen, der sehr langen Dauer“ (Braudel, 1992, 52). Im Vorwort zu seinem Mittelmeerbuch formuliert er die Aufforderung:

*„Misstrauen wir dieser Geschichte, deren Glut noch nicht abgekühlt ist, der Geschichte, wie sie die Zeitgenossen im Rhythmus ihres Lebens – das kurz war wie das unsere – empfunden, beschrieben und erlebt haben.“*  
(Braudel, 1990, 20)

Neben *Zyklen* spielt bei Braudel insbesondere der Begriff der *Struktur*, der „die Probleme der langen Dauer beherrscht“, die zentrale Rolle (Braudel, 1992, 57). Entscheidend dabei ist, dass Braudel den Strukturbegriff für die historische Forschung adaptiert und ihn von jenem der Soziologie bewusst abgrenzt, wenn er sagt:

*„Für uns Historiker ist eine Struktur zweifellos etwas Zusammengesetztes, ein Gebäude, mehr noch aber eine Realität, der die Zeit nicht viel anhaben kann und die sie deshalb sehr lange mitschleppt. Ja, manche Strukturen werden aufgrund ihrer Langlebigkeit für zahllose Generationen zu einem festen Bestand und behindern dadurch die Geschichte, hemmen sie, indem sie ihren Ablauf beherrschen. Andere Strukturen wiederum zerfallen schneller. Alle aber sind gleichzeitig Stütze und Hindernis. Hindernis, insofern sie Grenzen bezeichnen (das Einhüllende im mathematischen Sinn), die der Mensch und seine Erfahrung kaum zu überschreiten vermögen.“*  
(Braudel, 1992, 58)

Für Braudel bedeutet die Struktur daher nichts Abstraktes,

*„sondern bezeichnet einen festen Zusammenhang konkreter Sachverhalte und menschlicher Verhaltensweisen – also jeweils konkrete Ordnungsgefüge, die zeitbeständig sind.“*  
(Raphael, 2006, 52)

## Wandel als Phänomen von Zeitlichkeit

Nach Braudel habe

*„die traditionelle Geschichtsschreibung [zu ergänzen wäre hier: ebenso die Medien- und Kommunikationsforschung] sich auf die kurze Zeit, auf das Individuum spezialisiert, und so sind wir seit langem an einen überstürzten, dramatischen, kurzatmigen Bericht gewöhnt.“*  
(Braudel, 1992, 52)

Hier finden wir einen wesentlichen Anknüpfungspunkt im Hinblick auf das Phänomen des Medienwandels im Allgemeinen sowie den aktuellen Veränderungen im Bereich des Medialen im Besonderen. Welche Zeitspannen werden für gewöhnlich berücksichtigt, wenn von Medienwandel die Rede ist? Zwar wird in der Forschung mitunter auf McLuhans „Gutenberg-Galaxis“ (McLuhan, 1962) verwiesen, die eine zeitliche Dimension von einem halben Jahrtausend aufspannt, tatsächlich werden aber meist nur die letzten 15 bis 20 Jahre dieser Galaxis als relevant für Untersuchungen medialen Wandels erachtet. Medienwandel ist ein langfristiger Prozess. Die Fokussierung auf kurzfristige, dramatische Veränderungen sowie auf das punktuelle Mediennutzungsverhalten von Individuen erlaubt somit keine tiefgehende Analyse von Wandel. Ausgangspunkt der Forschung müsse daher Braudel folgend die *Longue Durée* sein. Unter diesem Aspekt kann etwa die Kultur des Drucks als mediale Struktur der langen Dauer gesehen werden. Dieser Punkt ist wesentlich, denn was unterscheidet nun die *Kultur des Drucks als mediale Struktur der langen Dauer* von einer Gutenberg-Galaxis?

## Medienwandel und die „lange Dauer“

In seinem Mittelmeerbuch hat Braudel die Geographie, die Landschaft und das Klima des Mit-

telmeerraums als das über Jahrhunderte Stabile, das sich dennoch langsam, kaum merklich, aber stetig verändert, als das bestimmende Element der langen Dauer definiert. Die Kultur des Drucks als mediale Struktur der langen Dauer beschreibt in ähnlicher Weise einen medialen Lebensraum, der über Jahrhunderte die mediale Produktion und Rezeption beheimatete. Wesentlich dabei ist jedoch, dass im Rahmen dieser langen Dauer, von der Struktur des Drucks beeinflusste und hervorgegangen Substrukturen als Zyklen oder Ereignisse in Erscheinung treten. Die Gestalt dieser Substrukturen wird von den jeweiligen historischen Bedingungen, die Mediensysteme konstituieren – wie etwa technische, ökonomische oder politische Bedingungen – beeinflusst. Reinhard Koselleck weist dabei auf den Begriff „Schicht“ im Wort Geschichte hin, wenn er sagt:

*„Der räumliche, zum Statischen tendierende Bedeutungstreifen Schichtung im Wort Geschichte wird also durch die Verdoppelung zur Strukturgeschichte, metaphorisch in Erinnerung gerufen.“*  
(Koselleck, 1990, 115)

Diese Schichtungen und Substrukturen sind es auch, die das Konzept Druck im Sinne einer *Longue Durée* nicht als eine homogene Epoche, nicht als räumlich statische Galaxie erscheinen lassen, sondern als ein sich im Wandel befindliches Konzept erfassen.

Die verbindende Klammer der Struktur „Druck“ im Sinne einer *Longue Durée* ist natürlich das Speicher- und Transportmedium Druck – ungeachtet der Tatsache, dass sich die Drucktechniken im Laufe der Jahrhunderte fundamental verändert haben. Diese jeweils unterschiedlichen Druckmethoden im technischen Sinne können als Substrukturen oder Strukturen mittlerer Dauer gesehen werden.

Ein weiteres konstitutives Element auf der Ebene der Konjunkturen mittlerer Dauer stellen die unterschiedlichen Formen von Öffentlichkeit dar. Schon in der Frühphase des Drucks, insbesondere im Laufe des 16. Jahrhunderts, generierten Printmedien wie illustrierte Einblattdrucke Öffentlichkeit – oder genauer formuliert: Öffentlichkeiten.<sup>1</sup> Als ein Produkt der Aufklärung setzte sich die bürgerliche Öffentlichkeit, wie sie Habermas (1996) beschrieben

<sup>1</sup> Vgl. etwa Faulstich (2006, 17): höfisch repräsentative

hat, als ein für lange Zeit relevantes Konzept durch (vgl. dazu auch Kittler, 2011). In einer durch Bildung begründeten Abgrenzung, sowohl gegenüber dem geburtsständischen Adel auf der einen Seite, als auch gegenüber den unteren Schichten der Handwerker, Kleinbürger, Bauern und Bediensteten auf der anderen Seite, sowie getragen von den Druckmedien Zeitschrift, Zeitung, Flugblatt und Buch, entwickelte das Bürgertum eine bürgerliche Identität „als neue [...] urbane [...] Klasse einer übergreifend vernetzten Waren- und Informationsgesellschaft“ (Faulstich, 2006, 17f). Wesentlich dabei ist, dass dieses Konzept kein demokratisches, die ganze Bevölkerung umfassendes ist, sondern – wie eben skizziert – ein elitäres, der Abgrenzung dienendes war (Kocka, 1986, 55). Frauen waren im Übrigen ebenso davon ausgeschlossen, denn die bürgerliche Öffentlichkeit ist nur in Verbindung mit dem ihr komplementären Bereich des Privaten auf Basis der bürgerlichen Kleinfamilie zu denken und zu verstehen. Im Gegensatz zum öffentlichen Druck findet sich nun auch das Handschriftliche in die Sphäre des Privaten verschoben. Mit dem Aufkommen der Massenparteien und ihren Zeitungen sowie der Etablierung von demokratischen Staatsformen sollte dieses Modell der bürgerlichen Öffentlichkeit nun für alle Staatsbürger – gleich an Rechten und Pflichten – gelten. Jeder Bürger konnte nun am kritischen Diskurs über die Angelegenheiten des Staates teilnehmen. Im demokratischen Kontext sollte dieses Konzept nunmehr keines der Ab- und Ausgrenzung, sondern eines der Integration sein. Als problematisch daran erweist sich freilich das Fakultative. War es für den aufgeklärten Bürger des 18. und 19. Jahrhunderts eine selbstverständliche Notwendigkeit im Sinne seiner persönlichen Identität als Bürger, sich am öffentlichen Diskurs zu beteiligen, so verliert diese Notwendigkeit in demokratischen Gesellschaften immer mehr an Bedeutung. Gleichzeitig etablieren sich andere Möglichkeiten der Identitätsbildung – zu einem guten Teil abseits vom Politischen im eigentlichen Sinn.

Eine weitere substrukturelle Ebene, die es zu betrachten gilt, ist die ökonomische. Aus der frühmodernen, noch handwerklich strukturierten und produzierenden Medienwirtschaft, entwi-

ckelten sich im Zuge und als Folge der Industrialisierung am Ende des 19. Jahrhunderts – und natürlich in vollem Ausmaß in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts – Medienunternehmen als gewinnorientierte, professionelle Organisationen. Als Wirtschaftsunternehmen handeln sie

*„nach der Devise von Zahlung/Nichtzahlung, nicht nach dem Code von öffentlich/nicht-öffentlich, der für den Journalismus die zentrale Handlungsleitung ist. Nicht die Veröffentlichungen, sondern die über Markthandlungen erfolgenden Zahlungen entscheiden über den Fortbestand und die künftige Entwicklung der Medienunternehmen.“*  
(Altmeppen, 2008, 239)

Das heißt, nicht nur die Technik des Buchdrucks konstituiert die Kultur des Drucks im Sinne der Longue Durée, sondern auch die Art und Weise der Konstruktion von Öffentlichkeiten, damit einhergehend der politische Diskurs, sowie die medienökonomischen Bedingungen und das medienwirtschaftliche Handeln.

## Resümee

Marshall McLuhan wählte das Ende des Druckzeitalters mit den elektrischen Medien Radio und Fernsehen schon Mitte des 20. Jahrhunderts. Ohne Zweifel fehlt diesen Medien die namensgebende Klammer „Druck“ im Sinne eines Speicher- und Transportmediums. Wirft man jedoch den Blick darüber hinausgehend auf jene Substrukturen, die die Kultur des Drucks als mediale Struktur der langen Dauer hervorgebracht hat, insbesondere ökonomische Voraussetzungen der Medienproduktion und Rezeption sowie Konzepte von Öffentlichkeit, so zeigt sich, dass Radio und Fernsehen in ihrem ursprünglichen Sinn auch der Kultur des Drucks zugeordnet werden können. Hingegen gilt dies für digitale Medien, Internet, Social Media, welche Termini auch immer man verwenden mag, nicht. Es ist evident, dass sich sowohl Öffentlichkeitskonzepte sowie ökonomische Bedingungen der Medienproduktion verändert haben. Die Krise traditioneller Medien resultiert daher – wenigstens zu einem guten Teil – in einem

Öffentlichkeit, religiöse oder Glaubensöffentlichkeit, bürgerliche Öffentlichkeit in den Städten, standesspezifische Öffentlichkeit der verschiedenen Zünfte, regional und lo-

kal abgegrenzte Öffentlichkeit des Dorfes, der ländlichen Ortschaft.

starren Festhalten an Konzepten und Traditionen der Kultur des Drucks. Eine simple Portierung der analogen Welt in eine digitale funktioniert nicht. Jener Medienwandel, den wir heute erleben und den wir zu erforschen und zu verstehen versuchen, ist nicht nur ein Wandel von Transport- und Speichermedien, vielmehr passiert gerade eine Ablöse von Strukturen, deren Ursprung und konzeptionelle Basis in den vormals neuen Kommunikationsverhältnissen der

Frühen Neuzeit zu verorten sind (vgl. Giesecke, 1990). Die Lange Dauer des Druckes neigt sich ihrem Ende zu. Dies ist nicht an einer scharfen Trennlinie festzumachen, sondern Strukturen mittlerer Dauer überlagern und vermischen sich mit alten und neuen Konzepten und eine neue *Longue Durée* als *mediale Kultur des Digitalen* ist im Entstehen begriffen. Braudels Modell kann uns dabei helfen, diese Prozesse systematischer zu erfassen und zu verstehen.



## Bibliographie

- Altmeppen, K.-D. (2008). Ökonomisierung der Medienunternehmen: Gesellschaftlicher Trend und sektorspezifischer Sonderfall. In A. Maurer & U. Schimank (Hrsg.), *Die Gesellschaft der Unternehmen – Die Unternehmen der Gesellschaft. Gesellschaftstheoretische Zugänge zum Wirtschaftsgeschehen* (S. 237–251). VS.
- Braudel, F. (1990). *Das Mittelmeer und die mediterrane Welt in der Epoche Philipps II.* 3 Bde. Suhrkamp.
- Braudel, F. (1992). Geschichte und Sozialwissenschaften. Die lange Dauer. In ders., *Schriften zur Geschichte. Bd. 1: Gesellschaften und Zeitstrukturen* (S. 49–87). Klett-Cotta.
- Burke, P. (2004). *Die Geschichte der ‚Annales‘. Die Entstehung der neuen Geschichtsschreibung.* Wagenbach.
- Faulstich, W. (2006). *Mediengeschichte von 1700 bis ins 3. Jahrtausend.* Vandenhoeck und Ruprecht.
- Foerster, S. (2011). Die französische Schule der „Annales“. In S. Foerster et al. (Hrsg.), *Blumen für Clio. Einführung in Methoden und Theorien der Geschichtswissenschaft aus studentischer Perspektive* (S. 543–564). Tectum.
- Giesecke, M. (1990). *Der Buchdruck in der frühen Neuzeit. Eine historische Fallstudie über die Durchsetzung neuer Informations- und Kommunikationstechnologien.* Suhrkamp.
- Habermas, J. (1996). *Strukturwandel der Öffentlichkeit: Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft.* Unveränd. Nachdr., 5. Aufl. Suhrkamp.
- Jaeger, F., & Rüsen, J. (1992). *Geschichte des Historismus. Eine Einführung.* C.H. Beck.
- Kittler, J. (2011). Learning from Braudel. A Quest for a Comprehensive History of the Public Sphere. *Medien & Zeit*, 26/4, 6–15.
- Kocka, J. (1986). *Sozialgeschichte. Begriff, Entwicklung, Probleme.* Vandenhoeck und Ruprecht.
- Koselleck, R. (1990). Darstellung, Ereignis und Struktur. In F. Braudel et al., *Wie Geschichte geschrieben wird* (S. 113–125). Wagenbach.
- McLuhan, M. (1962). *The Gutenberg Galaxy: The Making of Typographic Man.* University of Toronto Press.
- Raphael, L. (2006). Fernand Braudel (1902–1985). In ders. (Hrsg.), *Klassiker der Geschichtswissenschaft. Bd. 2: Von Fernand Braudel bis Natalie Z. Davis* (S. 45–62). C.H. Beck.
- Raphael, L. (2010). *Geschichtswissenschaft im Zeitalter der Extreme. Theorien, Methoden, Tendenzen von 1900 bis zur Gegenwart.* 2. Aufl. C.H. Beck.
- Schöttler, P. (2015). *Die „Annales“-Historiker und die deutsche Geschichtswissenschaft.* Mohr Siebeck.

Christian OGGOLDER,

Dr. phil., Mag. phil. (Geschichte, Germanistik), Senior Scientist am Institut für vergleichende Medien- und Kommunikationsforschung der Österreichischen Akademie der Wissenschaften und der Universität Klagenfurt.

Forschungsschwerpunkte: Mediengeschichte, Medienwandel, Digitalisierung, Memory Studies. Mitglied im Vorstand der Österreichische Gesellschaft für Kommunikationswissenschaft (ÖGK).

Eine Lektüre von W. Lance Bennett und Alexandra Segerberg (2013). *The Logic of Connective Action. Digital Media and the Personalization of Contentious Politics*. Cambridge: University Press.

## „Ordinary people still have voices in the public sphere“

Zur *Logic of Connective Action* von W. Lance Bennett und Alexandra Segerberg

Josef Seethaler

Institute for Comparative Media and Communication Studies (CMC),  
Österreichische Akademie der Wissenschaften/Universität Klagenfurt

The difference is between many people sharing a common story and many individual stories being shared in ways that establish a common protest network.“ Mit diesen Worten beschließt W. Lance Bennett (2014, 472) seine Rezension einer – im selben Jahr wie *The Logic of Connective Action* (Bennett & Segerberg, 2013) – von Sidney Tarrow (2013) vorgelegten historischen Darstellung der *Language of Contention*, die bis zur „Glorreichen Revolution“ des Jahres 1688 und damit zur Grundlegung des Parlamentarismus zurückreicht. Und bringt damit den zentralen Unterschied auf den Punkt, der zwischen der Organisation von *contentious politics*<sup>1</sup> im analogen und digitalen Zeitalter besteht und mit dem sich sein mit Alexandra Segerberg in amerikanisch-europäischer Zusammenarbeit verfasstes Buch beschäftigt.

Tarrow hat in *Language of Contention* beschrieben, wie die Sprache in den jüngsten Protestbewegungen wie *Occupy Wall Street* infolge der Rolle neuer Kommunikationstechnologien an Macht verloren hat, gemeinsame Gefühle zu wecken und dauerhafte Solidarität zu schaffen. Dagegen hält Bennett (2014), dass Tarrow übersehen hat, wie sich die Mobilisierung unter digitalen Bedingungen von traditionellen Bewegungen unterscheidet – Unterschiede, die

sowohl die verminderte „Poesie“ der Worte erklären als auch dazu anregen über die Sprache hinaus andere Aspekte der Kommunikation in den Blick zu nehmen. Damit schließt Bennett an ein Diktum von Pippa Norris (2000) an, wonach die Austauschbeziehungen zwischen Politik, Medien und Öffentlichkeit seit jeher einem permanenten Wandel unterliegen, dessen Phasen nicht zuletzt von tiefgreifenden Veränderungen in den Informations- und Kommunikationstechnologien (mit)bestimmt sind (dazu detailliert: Seethaler, 2013).

Mehr als frühere Kommunikationstechnologien bestimmen Interaktion ermöglichende digitale Medien den sprachlichen Ausdruck: So bedarf die Koordination „konnektiven Handelns“ inklusiver, leicht zu personalisierender sprachlicher Botschaften („Wir sind die 99%“), die sich über soziale Medien verbreiten lassen. Das hat mit sprachgewaltigen „revolutions in words“ (so der Untertitel von Tarrows *Language of Contention*) nur noch wenig zu tun. Doch Kommunikation ist unter digitalen Bedingungen mehr als Sprache. Vielmehr funktioniert in dieser Form „konnektiven“ Handelns Kommunikation als ein organisationaler Prozess, der die „many individual stories“ zusammenführen und die tradierten Formen kollektiven Handelns mit ihrer

<sup>1</sup> „Contentious politics“ lässt sich nicht sinnadäquat ins Deutsche übersetzen: „Streitpolitik“ oder „strittige Politik von unten“ (oder aus der Mitte der Gesellschaft)“ sind wenig befriedigende Versuche (Gailus, 2005, 151). Contentious politics „occurs when ordinary people – often in alliance with more influential citizens and with changes

in the public mood – join forces in confrontations with elites, authorities, and opponents. [...] When backed by well-structured social networks and galvanized by culturally resonant, action-oriented symbols, contentious politics leads to sustained interaction with opponents – to social movements“ (Tarrow, 2011, 3).

von vielen geteilten „common story“ ergänzen oder ersetzen kann. In den sozialen Online-Netzwerken, so formuliert Bennett (2012, 28) an anderer Stelle pointiert, „communication becomes an organizational process that goes well beyond the exchange of messages“. Soziale Medien sind also nicht bloß Mittel zur Herstellung medienvermittelter Interaktionen, sondern übernehmen die Rolle zentraler Organisationseinheiten, die Konnektivität, Vernetzung und Mobilisierung ermöglichen und gewährleisten – und das heißt letztlich zumindest für eine bestimmte Zeit stabilisieren. Damit übernehmen sie aber Funktionen, die üblicherweise formale politische Organisationen innehaben, jedoch ohne deren hohen Aufwand an Bereitstellung von Ressourcen zur Mobilisierung betreiben zu müssen.

So präzise Bennett und Segerberg den politischen Handeln radikal verändernden Einfluss der sozialen Medien herausarbeiten, so wenig sehen sie die sozialen Medien als treibende Kraft hinter den Veränderungen politischen Handelns. Im Gegenteil: Nie verlieren sie aus den Augen, dass die Phänomene, die sie untersuchen, tief in gesellschaftliche Entwicklungen eingebettet sind – Entwicklungen, die zu einer

*„separation of many (particularly younger) individuals from the integrative structures of modern society, such as class identification, church, party, union, and traditional family and career models,“*

geführt haben. Doch:

*„Those more individuated citizens continue to experience common interests and political concerns (hence the impetus to join in action with others). However, their decoupling from the institutions of social and political aggregation has led to the adoption of more personalized brands of politics organized around individual lifestyles and social networks.“*

(Bennett & Segerberg, 2013, 6)

Die sozialen Medien brachten also nicht neue Formen nicht-institutionalisierter und stärker personalisierter politischer Beteiligung hervor. Vielmehr haben sich zunehmend mehr und vor allem jüngere Menschen in modernen Demokratien von den konventionellen, rein repräsentativen Partizipationsformen wegbewegt und nach Formen unmittelbarer Teilhabe gesucht,

die sich stärker an spezifischen Themen, ihren Werten und persönlichen Lebensstilpräferenzen orientieren (Norris, 2002). Das bedeutet, dass die sozialen Medien angesichts eines veränderten Verständnisses des Verhältnisses von (demokratischer) Gesellschaft und Individuum und damit von Politik und politischer Beteiligung zu einer Antwort auf ein Bedürfnis nach einer diesem Werte- und Einstellungswandel adäquaten Kommunikations- und Organisationsform wurden, worauf sich zumindest zum Teil ihre weite Verbreitung und Akzeptanz als Teil persönlicher Medienrepertoires begründet (Beaufort & Seethaler 2018; 2020). Sie sind aber kein Allheilmittel, das generell einen Demokratisierungsschub bewirken könnte, denn ihr – im gesellschaftlichen Sinn verstandener – Erfolg hängt nicht zuletzt von konkreten situativen Kontexten ab, ganz abgesehen von ihrem Gebrauch in manipulativer und repressiver Absicht.

Bennett und Segerberg machen in ihrem Buch die komplexen Wirkungszusammenhänge von sozialen Medien und politischer Partizipation anhand einer Vielzahl empirischer Analysen deutlich. Diese Komplexität ist allein darin begründet, dass die durch die sozialen Medien gestützte *logic of connective action* nicht nur Individuen mit wenig formeller Organisation befähigt, aber mit Hilfe von Kommunikationsplattformen und informellen persönlichen Zusammenschlüssen andere zu mobilisieren, sondern auch zivilgesellschaftliche Organisationen zwingt die Art und Weise zu überdenken und zu verändern, wie sie potenzielle UnterstützerInnen mobilisieren, die flexiblere Formen von Zusammenschlüssen gegenüber traditionellen Formen wie etwa jener der Mitgliedschaft bevorzugen. Bennett und Segerberg nennen diese beiden Formen konnektiven Handelns „Crowd-Enabled Networks“ und „Organizationally Enabled Networks“ und stellen sie der traditionellen *logic of collective action* gegenüber, die sie in „Organizationally Brokered Networks“ realisiert sehen. Daraus ergibt sich eine Typologie von Handlungsnetzwerken im Feld der *contentious politics*, die Dynamiken breiter sozialer Bewegungen ebenso erklären helfen wie mehr oder minder stabile Netzwerke, die im Alltag rund um bestimmte Themen und Interessen entstehen können (Bennett & Segerberg, 2013, 47).

Die drei Typen von Handlungsnetzwerken lassen sich anhand mehrerer Elemente differenzieren:

- Dazu gehört einerseits das Ausmaß an Koordination durch eine formelle Organisation,

das in „Crowd-Enabled Networks“ kaum oder gar nicht gegeben ist, in „Organizationally Enabled Networks“ niedrig und in „Organizationally Brokered Networks“ hoch ist.

- Dementsprechend werden Organisationen entweder weitgehend gemieden oder sie treten so gut es geht in den Hintergrund oder sie agieren im Vordergrund und müssen auch so agieren, um Zusammenarbeit zu ermöglichen und dahinterliegende interne Differenzen zu überbrücken.
- Andererseits unterscheiden sich die drei Typen nach der Art des Umgangs mit den sozialen Kommunikationstechnologien, der vom persönlichen Zugang und Einsatz über von der Organisation bereit gestellte Plattformen hin zu ihrer Nutzung durch die Organisation selbst reicht, um ihre AnhängerInnen zu adressieren und die Erreichung ihrer Ziele zu koordinieren.
- Demgemäß konzentrieren sich die Kommunikationsinhalte in „Crowd-Enabled Networks“ auf emergente und inklusive persönliche, d.h. eigenmotivierte und eigene Anliegen ausdrückende Handlungsrahmen („personal action frames“),<sup>2</sup> die in „Organizationally Enabled Networks“ mit organisationalen Frames verknüpft werden, während in „Organizationally Brokered Networks“ kollektive, in der Regel weltanschaulich basierte Frames im Zentrum der Kommunikation stehen.

Die Typologie ist keine trockene theoretische Übung: Die Kapitel 2 bis 4 des Buches basieren auf paarweisen, methodisch anspruchsvollen Vergleichen von je zwei Beispielen aus Westeuro-

pa und den Vereinigten Staaten, die die Typologie beleuchten, ihr Potenzial testen und schließlich in Kapitel 5 münden, das diskutiert, wie in kommunikationsbasierten Netzwerken Macht organisiert ist und welche politischen Implikationen und Auswirkungen sich daraus ergeben können. Bennett und Segerbergs Ansatz für eine Neubewertung politischer Mobilisierung stützt sich somit auf vier, eng miteinander verbundene Pfeiler, die als Standard für künftige Forschungen in diesem Bereich gelten können: multiple Logiken des Handelns, Personalisierung politischen Handelns, Kommunikation als Organisation und Macht in verschiedenen Formen vernetzter Organisationen.

Die letzten zitierten Sätze dieser kurzen Würdigung eines der innovativsten und spannendsten Bücher der letzten Jahre, das überdies kommunikations- und politikwissenschaftliche Zugänge kreativ verbindet, sind auch die letzten Sätze des Buches:

*„As the long-standing mantra of the earlier global justice movement would suggest, think globally and act locally seems alive, and its renewal takes many forms at the micro-level, from helping families stave off foreclosure, to giving humanitarian relief in crisis, to writing letters to the editor of local papers decrying cuts to human services. These emergent actions suggest how political renewal happens through personal discourses traveling over networks, providing reminders to larger publics and those in power that ordinary people still have voices in the public sphere.“*

(Bennett & Segerberg, 2013, 214-215)

<sup>2</sup> Schade (2018, 124) weist darauf hin, dass die Möglichkeit des Sich-selbst-Ausdrückens Anreiz einer Peer-Produktion ist, die sich als „neue Form der Produktion von Gemein-, insbesondere Informationsgütern (Commons) [...]“

nicht durch klassische Theorien (Rational Choice) erklären lässt. Sie basiert auf dem Prinzip der Kooperation und des Teilens.“

## Bibliographie

- Beaufort, M., & Seethaler, J. (2018). Von neuen Formen der Kommunikation zu neuen Formen der Partizipation – oder umgekehrt? In K. Mitschka, & K. Unterberger (Hrsg.), *Public Open Space. Zur Zukunft öffentlich-rechtlicher Medien*. (S. 133–142). Facultas.
- Beaufort, M., & Seethaler, J. (2020). Von kollektiver zu konnektiver Logik? Mediennutzung und politisch-gesellschaftliche Beteiligung im Zeit- und Ländervergleich. In M. Eisenegger, M. Prinzing, P. Ettinger, & R. Blum (Hrsg.), *Digitaler Strukturwandel der Öffentlichkeit. Historische Verortung, Modelle und Konsequenzen*. (S. 387–408). Springer.
- Bennett, W. L. (2012). The Personalization of Politics: Political Identity, Social Media, and Changing Patterns of Participation. *The Annals of the American Academy of Political and Social Science*, 644 (November), 20–39.
- Bennett, W. L. (2014). [Review of the book] *The Language of Contention. Revolutions in Words, 1688-2012*. By Sidney Tarrow. *Perspectives on Politics*, 12(2), 471–472.
- Bennett, W. L., & Segerberg, A. (2013). *The Logic of Connective Action. Digital Media and the Personalization of Contentious Politics*. Cambridge University Press.
- Gailus, M. (2005). Was macht eigentlich die historische Protestforschung? Rückblicke, Resümee, Perspektiven. *Mitteilungsblatt des Instituts für soziale Bewegungen*, 34, 127–154.
- Norris, P. (2000). *A Virtuous Circle. Political Communications in Postindustrial Societies*. Cambridge University Press.
- Norris, P. (2002). *Democratic Phoenix. Reinventing Political Activism*. Cambridge University Press.
- Schade, H. (2018). *Soziale Bewegungen in der Mediengesellschaft. Kommunikation als Schlüsselkonzept einer Rahmentheorie sozialer Bewegungen*. Springer.
- Seethaler, J. (2013). Politics. In P. Simonson, J. Peck, R. T. Craig, & J. P. Jackson (Hrsg.), *Handbook of Communication History*. (ICA Handbook Series, S. 302–314). Routledge.
- Tarrow, S. (2011). *Power in Movement. Social Movements and Contentious Politics*. 3. Aufl. Cambridge University Press.
- Tarrow, S. (2013). *The Language of Contention. Revolutions in Words, 1688-2012*. Cambridge University Press.

### Josef SEETHALER,

Dr., ist stellvertretender Direktor des Instituts für vergleichende Medien- und Kommunikationsforschung der Österreichischen Akademie der Wissenschaften und der Universität Klagenfurt sowie Lehrbeauftragter der Universität Wien; seine Forschungsschwerpunkte sind: Politische Kommunikation, Medien und Demokratie, Mediensystemforschung, Medien- und Kommunikationsgeschichte.

### Aktuelle Publikationen

- Seethaler, J., & Beaufort, M. (2020). *Monitoring Media Pluralism in the Digital Era. Application of the Media Pluralism Monitor in the European Union, Albania and Turkey in the Years 2018-2019. Country Report Austria*. EUI. [https://cadmus.eui.eu/bitstream/handle/1814/67793/austria\\_results\\_mpm\\_2020\\_cmpf.pdf?sequence=1&isAllowed=y](https://cadmus.eui.eu/bitstream/handle/1814/67793/austria_results_mpm_2020_cmpf.pdf?sequence=1&isAllowed=y)
- Hanitzsch, T., Seethaler, J., & Wyss, V. (Hrsg.) (2019). *Journalismus in Deutschland, Österreich und der Schweiz*. Springer.
- Melischek, G., & Seethaler, J. (2019). Die österreichische Tagespresse der Ersten Republik. In M. Karmasin, & C. Oggolder (Hg.), *Österreichische Mediengeschichte* (Bd. 2, S. 7-36). Springer.





# Empfehlung



**Nomos**



HERAUSGEGEBEN, EINGELEITET UND KOMMENTIERT  
VON WOLFGANG DUCHKOWITSCH

## **Emil Löbl** **Kultur und Presse**

Reihe *ex libris kommunikation*, Band 19  
2017, 326 Seiten, Broschiert,  
59 Euro  
ISBN 978-3-8487-3961-5

Am Beginn des 20. Jahrhunderts war die Presse zu einem mächtigen Mitspieler in Staat und Gesellschaft geworden. Die Wissenschaft jedoch beachtete ihn damals noch kaum. Also versuchten Journalisten und Verleger dem Publikum die Bedeutung des Journalismus zu erklären. Es entstand die sogenannte ‚Praktikerliteratur‘.

Als die „wichtigste, sachlich und gedanklich reichste, anregendste und wirkräftigste Schrift eines Praktikers“ gilt das 1903 erschienene Buch „Kultur und Presse“ von Emil Löbl, der Redakteur in Wien war. Löbl wollte damit auch die Grundlage für die wissenschaftliche Disziplin der Zeitungskunde schaffen.

Viele Gedanken Löbls, nicht zuletzt zur Wirkung der Presse, lesen sich ganz gegenwartsnah, auch wenn sie heutzutage auf neue Medien bezogen werden.

<https://www.nomos.de/>

[nomos@nomos.de](mailto:nomos@nomos.de)

Österreichische Post AG Info.Mail Entgelt bezahlt

Verein „Arbeitskreis für historische Kommunikationsforschung“ Währinger Straße 29, 1090 Wien